Neue Erzählungen aus dem Hessenlande

von

O. Glaubrecht.

Dritte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von D. Gundert.
Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
1878.







aus dem Hessenlande

von

O. Glaubrecht.

[Rud. Ludw. Oeser]

Zweite Auflage.

Stuttgart.
Verlag von D. Gundert.
1870.





Vorwort.

Hier kommt das zweite Bändchen der „Erzählungen aus dem Hessenlande", den Freunden der ersten Sammlung eine vielleicht nicht unliebe Gabe. Es ist wieder Altes und Neues, des Letzteren nicht wenig, lauter Gewächs auf den Bergen und in den Thälern des lieben Hessenlandes aufgeschoßen und zu einem Strauße vereinigt. Wie ich ihn sammelte, da wollte es mich oft bedünken, als wenn meine Heimat doch gar reich sei an den Blumen eines kräftigen Menschenschlages und eines treuen Herzensschlages, wenn man anders zwei Sinne zum Finden mitbringt, ein klares Auge für Farbenschönheit und einen zarten Geruch, dieser Feld- und Waldkräutlein Duft auch unter den Schlehenhecken aufzufinden.

In der Vorrede zum ersten Bändchen, das wol auch bald in einem neuen Gewande erscheinen dürfte, habe ich gesagt, es gäbe auch im Hessenlande eine Menge kleiner Histörchen, die von Mund zu Munde

giengen, die sich aber nicht leicht schriftlich wiedergeben ließen, weil man fürchten müßte, man nähme diesen flüchtigen Sommervögeln die Farbe, wie dem Schmetterling, den ein Kind fängt; sie müßten genoßen werden wie die Erdbeeren im Buchenschlag, frisch vom Stocke weg, ehe sie den Duft verlieren.

So mein ichs auch heute noch, und denke dabei an so manches „Gesprächspiel", das ich schon in Ernst und Kurzweil mit lieben Freunden gehabt habe, wo dann, wie manchmal zum Nachtisch mit Brodküchlein, so mit diesen Histörchen um sich geworfen ward, und wobei eines aus dem andern springt, bald ein Engelchen, bald ein Teufelchen.

Und diese einzufangen, und in den Käfig der Erzählung einzusperren, wie der Vogelliebhaber allerlei Gevögel: Schwarzköpfchen, Distelfinken, ja selbst lose Zeisige, das habe ich versucht und das Gemisch „Wegerich" genannt. Und so möge denn auch dieser Versuch dem lieben Leser zur Kurzweil dienen, aber hoffentlich keines der Histörchen zum Ärgernis, denn dazu sind sie nicht angethan. Wer über Dummheit und Schalkheit nicht lachen kann, der, fürcht ich, kann sich auch über die Wahrheit von Oben nicht freuen, wenn sie ihm aufgeht wie die Sonne über den Heimatbergen.

Lindheim, 9. October 1859.

I.

Ein Gottesgericht.

„Kommt Lieb und Treu, die wär gern ein,
So will Niemand ihr Thorwart sein;
Kommt Wahrheit dann und klopfet an,
So muß sie lang vor der Thüre stahn;
Kommt Gerechtigkeit auch vor das Thor,
So findt sie Ketten und Riegel vor;
Kommt aber der Pfennig geloffen,
So findt er Thür und Thor offen."

„So ist's, Herr, und so bleibt's, wenn auch die Großhanse und die Superklugen darüber die Köpfe schütteln, alle fünfzig Jahre hängt der Bettelsack an einer andern Thüre! Meinet nicht, ich hätte Hesekiel am achtzehnten vergeßen: ‚Was treibt ihr im Lande Israel dieß Sprichwort: die Väter haben Herlinge gegeßen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden?' Das Wort kenne ich genugsam, aber ich kenne auch das andere: ‚Prediget von den Gerechten, daß sie es gut haben, denn sie werden die Frucht ihrer Werke eßen; wehe aber den Gottlosen, denn sie sind boshaftig, und wir dihnen vergolten werden, wie sie es verdienen.' So lautet das Schriftwort und daran glaub ich und

laße mich daran nicht irren; aber wie nun unser Gott seine Gedanken des Friedens und der Zucht ausführe, das zu ergrübeln, steht uns nicht zu, denn da ist sein Weg so geheimnisvoll, daß kein Menschenverstand in diese Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und der Erkenntnis, hinabreicht."

So ungefähr sprach der alte Horndreher Matthes, und ich hörte ihm gerne zu. Gieng ihm etwas durch den Kopf und hatte er seine redsprächige Stunde, dann fieng er gewöhnlich mit einem Sprichwort an, und bestätigte das durch ein Gotteswort, und dann kam eine Geschichte als Nutzanwendung. Und ich hörte den alten Horndreher gerne seine Geschichten erzählen, denn sie waren aus ferner, oft sehr ferner Vorzeit, waren vom Vater oder Großvater ihm erzählt, reichten vielleicht theilweise bis in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hinauf, und es lag in ihnen, auch in den schrecklichsten, etwas so Versöhnendes wie in dem Rasenteppich, der das Grab auch des Verbrechers mit Blumen überzieht. Mir war es manchmal, wenn ich den alten Horndreher erzählen hörte, als stünde ich auf einer Ruine der Vorzeit, wo zwischen Steintrümmern Kraut und Strauch sich emporwinden und ranken, und als hätten die Trümmer plötzlich Leben und Stimme erhalten und redeten nun von einem längst vergangenen Geschlechte, von seinen Schmerzen und Sünden, von seinen Leiden und Freuden. Und hat nicht das gesunde, lebensfrische, in Gottes Wort und Lebenserfahrung erstarkte Menschenalter diese letzte Aufgabe und Sendung an das Geschlecht dieser Zeit und aller Zeit? „Denn bei den Großvätern ist die Weisheit, und der Verstand bei den Alten."

Das hab ich oft bedacht, wenn ich dem alten Matthes zuhörte und ihn ermuntert, daß er das Gespinnst abwickeln möchte, dessen Knäuel er in der Hand hielt. So sagt ich auch heute: „Alter, worauf geht dießmal das Sprichwort hinaus: ‚Alle fünfzig Jahre hängt der Bettelsack an einer andern Thüre?‘ — „Worauf das hinausgeht?“ gab er zur Antmort, „da seht einmal von hier aus über den Kirchhof hinweg zwischen den beiden Birnbäumen hindurch, von denen der eine zu des Peter Wacker Hofraithe und der andere meinem Nachbar, dem Schmid, gehört. Sie sind beide sehr alt und sahen, wie mich dünkt, schon so aus, als ich noch ein kleiner Bube war; ich glaube, der mocht die Sorte, die sie tragen. Denn das neue französische Obstzeug, das sie jetzt in den Gärten ziehen, bleibt krüppelhaftig und sieht nach Brand aus von Jugend auf. Aber so eine Maibelbirne, die erst um Christtag weich wird, die wächst euch dafür auch auf einem Stamm, der nach hundert Jahren noch aussieht wie heute. Doch nichts für ungut, da wollte ich von der Peter Wacker Hofraithe erzählen und gerathe unter die Birnbäume; aber kein Wunder das, alte Leute haben langsame Gedanken.“

„Nun zwischen den Birnbäumen hindurch seht ihr den Giebel von des Peter Wackers Haus. Es steht, wie ihr schon werdet gemerkt haben, sehr schief und die Wetterfahne oben darauf noch schiefer, und wenn der Wind geht, dann greint das alte Blech, daß man meint, es habe etwas von Menschengefühl in sich und beklage die versunkene Herrlichkeit des Hauses, auf dem es sich sonst leicht und spielend drehte. Wird auch gerade nicht lange mehr zu greinen haben, das alte Blech, denn wirft der Sturm nicht einmal das Gerümpel um, so

muß die Gemeinde ein Einsehens haben, und es nieder- reißen laßen, denn es ist vor Gott nicht erlaubt, die alten Leutchen, die da drinnen hausen, der Gefahr aus- zusetzen, lebendig unter die Trümmer des Peter Wackers Haus begraben zu werden. Es liegt ohnehin genug dort begraben an gutem Gewißen und Frieden, und das alte Gerümpel ist eine gar beredte Predigt über den Spruch: ‚Wie Einer liest die Bibel, steht seines Hauses Giebel'.

„In der Zeit nun, von der wir mit einander reden, stand der Giebel des Hauses noch aufrecht und stolz da. Das Gebäude sah auf einen großen Hof herab und auf eine Menge Ställe und Scheunen und Schop- pen. Mitten im Hofe sprang ein Brunnen und auf der breiten gewaltigen Miststätte trieb sich eine unzähl- bare Menge von Federvieh aller Art umher. Und über diesen Hof und durch diese Räume, die jetzt alle von den Nachbarhäusern verschlungen worden sind bis auf das Gerümpel mit dem schiefen Giebel, das kaum für sich und den Birnbaum ein sonnenloses Eckchen be- halten hat, schritt damals die hohe stolze Gestalt des Peter Wacker. Wie ich den Mann noch im Gedächt- nis habe, und so ein Kind ist gar behaltsam, so war er eines Kopfs größer denn alles Volk um ihn her, war schwer von Leibe, hatte ein sehr rothes und frisches Gesicht und sein Mund lächelte fast beständig, denn es gieng dem Manne sehr gut. Er aß für drei Mann, und hatte täglich etwas Gutes auf seinem Tische, er schlief jede Nacht so fest wie ein Mühlbursche zwischen dem Auffüllen, und was er unternahm, das gelang ihm. Noch heute haben wir ein Sprichwort im Dorfe, das heißt: das wächst wie des Wackers Flachs. Denn von

einem Mißrathen war auf den Äckern des Wacker keine Rede, und hatte Niemand Obst, so trugen wenigstens des Wacker Bäume. Ich denke, der Mann war neben seinem Glück, das von Gott kam, ein sehr kluger Bauer, wußte Jahr und Zeit gut zu nutzen und verstand den Feldbau aus dem Fundament. Dabei hieng aber auch sein Herz an seinem Acker wie die Klette am Wams des Buben, und Acker zu Acker zu kaufen und zu tauschen und seine Flur wachsen zu machen, daß er sie kaum übersehen konnte, das war seine Lust, und für diese Lust gab er Alles hin, Gewißen und Seligkeit. Denn hatte er einmal an dem Acker oder der Wiese eines Nachbars, wie man sagt, seinen Narren gefreßen, dann gieng es ihm wie dem Ahab mit Naboths Weinberg. Er gieng umher wie ein Träumender, aß und trank nicht und gebärdete sich wie ein ungezogener Junge, der für das Fest um eine neue Kappe lamentiert. Ließ man ihm die Augenweide, weil man Streit und Drangsal vermeiden wollte, so war der Mann etliche Tage wie ein Kind am Weihnachtsmorgen, tractierte Knechte und Mägde, gab den Armen reichlicher denn onst, und ward dem willigen Verkäufer auf lange ein uter Freund. Wollte aber einer wie Naboth sein Erbut nicht laßen, oder weil er dachte: Jeder ist sich selbst er Nächste, dann hatte er sich an dem Wacker einen hlimmen Feind gemacht. Es ist nicht zu erzählen, as der reiche Mann Alles that und unternahm, um nen solchen Halsstarrigen, wie er ihn nannte, zu züchgen und zum Nachgeben zu bringen. Da war ihm keine umme zu groß und kein Mittel zu gemein und schlecht, s er nicht anwandte, und was List nicht vermochte, das at Gewalt, und aus jedem solchen Handgemenge gieng

der Peter Wacker wie ein gekrönter Sieger hervor und ward dadurch immer stolzer."

„Ihm diente Alles im Orte, vom Gänsehirten hinauf bis zum Amtmann, und es sollen damals zwischen Licht und Dunkel in dem Wackershause Dinge vorgegangen sein, wobei es sich nicht bloß um Geld und Geldeswerth, sondern um Seelen Seligkeit verführter, verderbter Menschenseelen handelte. Später, als der Wacker älter wurde, als sein Lohn sich in Weinen verwandelt hatte, da soll er manchmal Geister gesehen haben und von ihnen verfolgt, aus dem Hause gefahren sein, als greife Jemand nach ihm. Damals, sagte man, schlief er nicht gerne allein und fragte dann wol den Mann, der ihm Gesellschaft leistete, ob er nicht Geschrei von kleinen Kindern höre, oder so einen Ton, als wiege eine Mutter ihr Kind und singe dazu in leiser Weise. Das hat man sich denn so gedeutet, als sei es mit dem Peter Wacker auch im Punkt des sechsten Gebotes nicht richtig gewesen. Davon kann ich aber nichts sagen, denn ich war dazumal noch ein Kind und die Leute dichten gar viel, zumal wenn sie selber nicht pur sind in diesem und jenem Stücke. Daß aber der Peter Wacker ein feister, ungerechter, zorniger und häßiger Mann mit einem stets lachenden Angesicht war, das steht richtig, denn so habe ich ihn gesehen, und daß er Unterwürfigkeit verlangte von Alt und Jung, von Vornehm und Gering und den vexierte und drangsalierte, der sein Haupt nicht vor ihm beugen wollte, das weiß ich auch. Wir Buben hatten vor seinen derben Fäusten einen solchen Respect, daß wir seinen Obstgärten zehn Schritte aus dem Wege giengen, als hätte daran gestanden: hier sind Fußangeln gelegt; und sahen wir

den gefürchteten Mann in der Ferne, so flogen die Kappen vom Kopfe, auch wenn es regnete oder hagelte. Denn Hagel und Regen gab's, wenn einer ohne Gruß und Respect vorüber gieng."

„Damals hatten wir in der Gemeinde einen Pfarrer, der war ein altes dünnes Männlein, aber voll Glaubens und Ernstes in seinem Amte. Und so schüchtern und so still er war, wenn er in der Gemeinde aus- und eingieng und so wenig man seine Stimme auf den Gassen hörte, was damals zum Amt gehörte, daß die Buben auf der Straße geprügelt, vom Eis und aus dem Waßer getrieben wurden, und anderes Amtsgetümmel mehr, so laut und unerschrocken war der alte Pfarrer, wenn er auf der Kanzel stund. Da kannte man ihn gar nicht mehr, und die Streiche gegen die Sünden der Gemeinde und des Einzelnen fielen so hageldicht und so sicher und schlußgerecht, daß Jeder schier dann und wann seine Lection mit heimnahm, und das schweigend. Nicht so der Peter Wacker; der wollte auch in der Kirche den Herrn spielen. Einmal kam er stets zu spät und humpelte dann zum Ärger der Gemeinde mitten durch die Kirche, dann dauerte es lange, bis er sich in seinem Stuhl zurechtgesetzt und sich weidlich geräuspert hatte, dann riß er den Gesang an sich, daß der Präceptor auf der Orgel mit den Schülern das Gleichgewicht verlor, und that überhaupt im Gotteshause, wie daheim in seiner Hofraithe, wo er nach Herzensbelieben prügelte, schalt und ausspuckte, und nie fragte, wohin es fiel."

„Nun war aber unser alter Pfarrer kein Mann, der so etwas ertragen konnte. Der Eifer um des HErrn Haus verzehrte ihn schier, und der stolze Bauer bekam

nicht selten von heiliger Stätte herab eine solche Last von Spießen und Nägeln in sein giftgeschwollenes Herz, daß er blau ward vor Ärger wie ein Truthahn und gerne geschrieen hätte wider den Pfaffen, wie er das später zu Hause that. Während der Lection begnügte er sich einstweilen mit Brummen, daß es durch die Kirche schallte, wie wenn ein Bär an seiner Kette zerrt. Darüber erboste sich denn wieder der Amtmann, wenn er zufällig auch da war, was so gar häufig nicht vorkam; aber den Kirchenschänder zu strafen, das fiel ihm nicht ein; denn wißt, Herr, eine Hand wäscht die andere, und schweigst du mir, so schweig ich dir, und die Herren Amtleute in den ritterschaftlichen Dörfern hatten meist ein Gewißen, wie die Buben in den Flegeljahren, die man auch täglich zausen kann und sie fragen gar nicht warum."

„Die Zucht, die der stolze Wacker in der Kirche erfuhr, war überhaupt die einzige, die ihm zu Theil ward, sonst beugte sich Jedermann vor ihm und ich habe mir sagen laßen, selbst die gnädige Herrschaft habe es nicht an Complimenten fehlen laßen, wenn sie zufällig im Dorfe anwesend war, denn der Wacker verstand es so recht, den Angenehmen zu machen, wenn er wollte, und seine schönste Seite zu zeigen. Und vor Geld bückt sich nun einmal die Welt, ob sie klein oder groß sei, das ist einerlei, wie könnten sonst Juden und Judengenoßen Hofräthe und Barone sein mit Ordensbändern und Sternen! Das ist so meine Meinung."

„Nun, unser HErrgott hat auch die seine und hatte sie wahrscheinlich schon lange, ehe es mit dem Peter Wacker zu bösen Häusern gieng. Das rechte Schwein war nur noch nicht geschlachtet, aus dessen Speck ihm die Falle

gestellt werden sollte. Doch auch das fand an Satan endlich seinen Metzger und auf der Metzelsuppe giengs noch einmal hoch her. Der Peter Wacker hatte eine Tochter, die hieß die schöne Ursel und war auf weit und breit wegen ihres Angesichtes und ihrer Ducaten berühmt, so daß die Freier zu Dutzenden ankamen, gefahren und geritten, zwei- und vierspännig, wie sie es gerade vermochten. Aber die Ursel war sehr apart und ihr Vater noch aparter, und Einer nach dem Andern zog mit einer langen Nase ab, denn der Wacker scheute sich nicht, dem Einen zu sagen, daß er Tropf ohne Kopf, und dem Zweiten, daß er ein Hasenfuß sei, und dem Ditten gab er zu bedenken, daß so ein Bettelmann mit lumpigen dreißig Tausend wie er kein Gegenstand sei, den seine Ursel auch nur mit der Zange anfaße. Aber da saß bei Hanau an der Kinzig damals ein Müller, der verstand es gleich dem Wacker jeden Sack dreimal zu maltern und hatte durch diesen und andere Hand- und Kunstgriffe ein so schön Sümmchen zusammengearbeitet, daß er manchen Grafen hätte fragen können, ob seine Grafschaft feil sei? Auf den Müller warf der Peter Wacker sein Auge; wenn der als Freund kam, dann flogen Tauben zu Tauben, und so zwei Geldhasen zusammengethan, die mußten ja hecken wie die Feldhasen im Mai. Das waren seine eignen Ausdrücke. Zwar sagte man ihm dieß und das von dem Müller, wie der ein grausamer Processer sei und wie kein Vertrag, noch so fein verklausuliert, von ihm gehalten, sondern zum Schaden seines Widerparts umgestoßen und verwirrt werde, auch daß viel unrecht Gut in der Mühle liege und das thue nicht gut und komme selten an die dritten Erben, und wie der Mül-

ler von Gestalt und Angesicht gerade nicht zu den schönsten Mannsleuten gehöre und der schmucken Ursel am wenigsten gefallen könne. Aber die Ursel lachte darüber und meinte, wer wolle schelten hören, der müße nur freien, ihr sei der Müller schön genug, und der Peter Wacker nannte den einen Dummkopf, der von unrechtem Gut rede, denn kein Betbruder könne es einem Kreuzer ansehen, wie oft er durch der Schurken Hände gegangen, und über die Pfiffigkeit des Müllers dachte er bei sich selbst: an mir findest du deinen Meister; warte nur, Müller, gehst du mir in's Garn, so sieh dich vor, daß du ungerupft davon kommst. Nimmst du meine Tochter, so ist dein Beutel der meine. Verstanden, Meister Müller?" —

„Und es schien, als wenn der Meister Müller an der Herausforderung ein Gefallen hätte, und als wenn die beiden Geldsäcke auf einander los gehen wollten, wie die Stiere auf der Pfingstweide. Gehörig bearbeitet und gelockt und mit wäßerndem Mund, wie ein Kind nach dem ersten Pflaumenkuchen, kam der reiche Müller wirklich zu dem reichen Bauern, und wie sich die beiden so gegenüber stunden und in die schlauen Augen hineinsahen, da bekamen sie vor einander Respect, wie zwei Löwen von gleich scharfen Zähnen und Krallen. Aber der sie zusammengeführt, der Lügner von Anfang an, der ließ sie einander auch die Hände reichen, der schob ihre Arme in einander, als sie von Stall zu Stall giengen, das Vieh zu mustern, und von Acker zu Acker, das Feld zu taxieren; und nachdem der Bauer den Müller hatte wie durch Zufall auch einen Blick in seine Geldkiste thun laßen, wo es buntfarbig aussah, nämlich weiß und gelb, da merkte der Müller

daß die Ursel ein schönes Weibsbild sei, wie er noch keins erschaut, und die Ursel fand die Pockennarben des Müllers wie Schönheitspflästerchen, und der reiche Müller trat als Freier auf."

„So befriedigt aber der Müller von der gethanen Beschauung war, so mißlich erschien ihm ein Umstand, den man ihm verschwiegen hatte. Es trieb sich nämlich in Hof und Stall noch ein Knabe umher, der den Wacker Vater nannte, und auch in Wahrheit ein rechter ehelicher Sohn des Hauses war, mit dem einzigen Unterschiede, daß er lange nach der Ursel geboren war und seine Mutter das Leben verloren hatte, als sie ihm das seine gab. Der Knabe, mit Namen Konrad, war von Natur aus überaus gutmüthig, ließ sich leicht mißbrauchen und hatte überhaupt wenig Grütze im Kopf, weßhalb der Schulmeister seine große Noth mit ihm hatte. Sonst aber war er in Haus und Feld brauchbar und versprach ein tüchtiger Bauer zu werden. Das merkte der Alte bald und sein Herz hieng an dem Buben mit dem einzigen Liebesband, das ihn überhaupt an Menschen knüpfte. Denn die Ursel war sein Staatskind, sein Verzug, sein Spielwerk, aber der Knabe war sein Herzenskind und sollte einst seine Stütze im Alter werden. So hatte der reiche Mann sich die Sache ausgedacht; die Ursel dagegen hatte in Bezug auf ihren Bruder bis dahin gar nichts gedacht; sie beachtete ihn kaum, und daß dieser träumerische Junge jemals mit ihr gleiche Rechte haben könne, das kam ihr gar nicht in den Sinn, sie war nach ihren Begriffen des reichen Wacker einzige Erbin."

„Diese Vorstellung, in einer rechten Stunde an den rechten Mann gebracht, beschwichtigte auch die Be-

denken des Freiers und die Hochzeit ward gehalten. Der Peter Wacker ließ es sich nicht nehmen, sie mußte bei ihm gehalten werden, sein Hochmuth und der Geiz seines Eidams kamen sich da vortrefflich entgegen und mehrere Tage gieng es in des Peter Wackers Hofraithe her, als flöße der Wein aus dem Röhrenbrunnen im Hofe. Daß zuvor der Ehepackt gehörig verclausuliert und von beiden Seiten mit aller möglichen Klugheit herüber und hinüber geworfen worden war, bis er die rechte Mitte hatte, dessen rühmte sich der Peter Wacker schon am Hochzeitstag gegen ein paar gute Freunde, und die brachten das Gehörte treulich dem Eidam wieder zu, und von dem hörte es die Ursel, und die lachte und sagte: Mein Vater glaubt den Verstand mit Löffeln gefreßen zu haben, aber dem Müller reicht er das Waßer nicht; wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Ich weiß, was ich weiß und bin mit dem Meinen Eins."

„Diese Heirath und das Hochzeitfest war so eigentlich der Gipfelpunkt im Leben des Peter Wacker, damit hatte er die Spitze erreicht. Jetzt gab's erst einen Stillstand und der war traurig, und dann einen Rückgang und der war fürchterlich. Damals kam bei den reichen Bauern das Brantweinbrennen in die Mode, und wer etwas unter ihnen sein wollte, der mußte seine Brennerei haben, wenn auch nicht sonderlich viel dabei heraus kam. Verstand aber Einer das Ding zu zwängen, so warf das gebrannte Waßer einen schönen Ertrag ab, und den wollte sich auch der Peter Wacker nicht entgehen laßen. Er baute darum eine Brennerei, nahm einen Sachverständigen an und bestellte auf dessen Rath einen Brantweinkeßel für zweihundert Gulden bei einem

namhaften Kupferschmid aus der Nachbarschaft. Der Keßel kam und war gut, aber es gehörte zu den Kunstgriffen und Handelsvortheilen des reichen Wacker, einen Handwerker nie auf einmal zu befriedigen, sondern mit dem Rest zu zögern und zu wuchern. Nur wenn er prahlen wollte, dann zalte er unter lautem Geklingel und Spektakel auch große Summen auf einmal. Hier schien ihm das nicht nöthig, darum empfieng der Kupferschmid einstweilen einhundert Gulden auf Abschlag und für den Rest ein Versprechen für die Zukunft. Der Mann mußte sich den Handel gefallen laßen, wol oder übel, und stellte über den Empfang des Geldes eine Quittung aus; aber er schrieb die Summe, um die es sich handelte, nicht mit Buchstaben, sondern mit Zalen."

„Wie der reiche Wacker nach dem Weggang des Kupferschmids die Quittung sich noch einmal ansahe, da lächelte er in sich hinein, wie etwa ein Jäger, dem ein Wild recht täppisch in's Garn geht. Dummkopf, sagte er, als handle es sich um einen Nasenstüber, und nahm die noch naße Feder und machte aus dem Einer einen Zweier, und that das so selbstbehaglich und gemächlich dabei, daß ihm noch nicht einmal ein Herzklopfen darüber ankam. Denn wem der Satan einmal den Sündenweg gepflastert hat, der fährt vierspännig darauf und fürchtet keinen Unfall."

„Nach einiger Zeit kam der Kupferschmid wieder und fragte nach dem Gelingen der Arbeit und nach den rückständigen hundert Gulden. O der Keßel sei gut, war des reichen Wacker Antwort und was die geforderten hundert Gulden betreffe, so müße wol der Meister Kupferschmid im Traume wandeln, denn die seien ja längst und zwar in einer Summe bezalt. Wenn er

die Quittung sehen wolle, so solle er nur vor Amt gehen, da wolle er sie ihm zeigen und ihn dazu die Sporteln bezalen laßen. Der Kupferschmid war wie vom Donner gerührt, und traute anfangs seinen Ohren nicht, und dann bat er gar demüthig und flehentlich, der Herr Wacker wolle sich doch mit ihm, als einem armen Manne, einen solchen Scherz nicht erlauben, sondern Erbarmen mit ihm haben. Statt aller Antwort nahm ihn der Unmensch am Kragen und warf ihn buchstäblich zur Thür hinaus."

„Nun sollte das Amt entscheiden. Die Quittung ward vorgezeigt und auch das schärfste Auge konnte keine Fälschung entdecken und lautete das Urtheil zu Gunsten des reichen Wacker. Da bat der Kupferschmid, der seiner Sache gewiß war, man solle den Wacker schwören laßen, daß er die Quittung nicht verfälscht habe, denn es war keine Erdenmacht im Stande, den reichen Mann zur Einsicht und Erkenntnis zu bringen. Lachend nahm der Wacker den Eid an, und das verübelte ihm der Amtmann und der Schreiber und Alle, die es hörten, sehr, denn die Leute dachten damals gar ernst über so einen Eid und gab Mancher eher sein gutes Recht auf, als daß er geschworen hätte. Darum kam auch ein Eid so selten vor, daß das ganze Dorf in Aufruhr gerieth, wenn es hieß: um die und die Stunde muß heute Einer einen Eid thun! Gewöhnlich sammelte sich dann eine ganze Schar Neugieriger vor dem Amthaus, namentlich Frauen und Kinder, um zu sehen, was der Schwörende für ein Gesicht mache, wenn er in die Amtsstube gienge oder wieder heraus käme. Das war schon eine Art von Gottesgericht, und wollte Gott, es wäre noch so, daß Richter wie Gerich-

tete ein Zittern überkäme, wenn ein Christenmensch die Finger zum Eidschwur hebt. Ach, die Kluft zwischen Himmel und Hölle ist gar erschrecklich tief, und die Flamme der Pein gar heiß!"

„Und es war an einem Freitag, es denkt mir heute noch, und war ein gar trüber Regentag, da mußte der reiche Wacker schwören, dem Kupferschmid kein Unrecht gethan zu haben. Trotz dem Regen waren Viele auf dem Platze vor dem Amthaus; ich stund auch unter einem Haufen neugieriger Buben, und des Wackers Konrad war auch unter uns. Da erschien der Wacker und war so heiter im Angesicht, wie nie vorher, ich glaube sogar, er pfiff ein Lied, grüßte rechts und links die Nachbarn, und es gieng eine günstige Stimmung durch die Versammlung hin. Nun, dachte ein Jeder, der kann nicht falsch schwören. Hinter ihm drein kam der Kupferschmid, und auf dem Angesicht des Mannes lag eine solche Blässe und er sah so ängstlich und verlegen aus seinen buschigten Augenbraunen, daß ich Einen der Männer flüstern hörte: Gebt Acht, der ist der Verspielende; wer weiß, was dem sein Gewißen eben sagt, der sieht nicht umsonst so erdfahl aus!"

„Aber nun bemächtigte sich unserer eine unbeschreibliche Angst; todtenbleich sahen wir einander an, und es war uns gerade, als wenn da drinnen ein armer Sünder abgethan würde. Die Frauen fiengen an zu weinen und einer meiner Kameraden, ein ängstlich Kind, fragte mich: Christoph, was kommt jetzt, Donner oder Erdbeben? Nun, es kam keins von beiden, aber diese halbe Stunde vergißt mir in meinem Leben nicht; sie war das schönste Zeichen der Gemeinde, daß noch Gottesfurcht in ihr herrsche. Denn Gottesfurcht ist es,

wenn ein ganzes Volk vor der Verschuldung eines der Seinen bebt, und um der Ehre willen seines Gottes zittert."

„Endlich nach einer halben Stunde gieng die Thüre auf und der Wacker erschien zuerst. Aber das Lächeln war von seinen Lippen verschwunden. Sei es, daß der Amtmann ihm noch einmal zugesetzt, sei es, daß der Blick auf sein Schlachtopfer ihn erschüttert, oder sei es, daß das: „So wahr mir Gott helfe!" die letzten schlummernden Keime seines Gewißens zum Leben gerufen hatten, genug, er sah geisterbleich aus, grüßte Niemand, stierte vor sich hin und eilte schnell heim, wo er, wie man sagte, eine Flasche seines eignen Gebräus in einem Zuge austrank und dann in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem er an dem nämlichen Tage nicht wieder erwachte."

„Der betrogene Kupferschmid kam erst viel später aus der Amtsstube; er hatte auch die Sporteln wegen seiner vermeintlich ungerechten Klage noch zu bezalen. Das hielt ihn auf; als er aber erschien, da war auf seinem heiteren Angesicht ein eigenthümlich feierlicher Zug zu sehen. Von älteren Leuten, die dabei stunden, hörte ich sagen, er sei ihnen wie ein Prophet erschienen, wie ein Verkünder der Zukunft. ‚Bedauert mich nicht, ihr lieben Leute', sagte er, ‚ob meines Verlustes; mir segnet der liebe Gott diese Stunde, das fühle ich deutlich; aber den Wacker, den bedauert aus Herzensgrund, denn so wahr ein Gott im Himmel ist, der unser Thun richtet: den Wacker werden die Läuse freßen bei lebendigem Leibe!' Und wie er mit aufgerichtetem Haupte durch unsre Mitte gieng, da fiel sein Auge auf des Wackers Kind, den Konrad; er blieb

einen Augenblick stehen, sah dem Knaben in seine treuherzigen Augen und sagte dann: ‚Armes Kind, wie wird es dir ergehen?‘ Der Junge verfärbte sich und lief heim.“

„Nun müßt ihr aber nicht meinen, der Peter Wakker sei der Mann gewesen, der so etwas wie Gewißensbiße an sich herangelaßen hätte. Was man im Dorfe dachte, das war ihm einerlei; der Kupferschmid mußte das Maul halten, sonst hätte er ihm einen Proceß angehängt, der ihn noch saurer zu stehen gekommen wäre, als der mit den lumpigen hundert Gulden; und unser HErrgott — nun der war so weit fort, der wohnte so hoch da droben über den Wolken, der kümmerte sich so wenig um den Peter Wacker, daß ihm nach wie vor der Acker sein Gewächs gab, die Bäume ihre Früchte trugen, Eßen und Trinken ihm vortrefflich schmeckten, die Brennerei ihren Gang gieng, und ein schön Stück Geld abwarf, und aus der Mühle an der Kinzig eine gute Nachricht nach der andern einlief, wie die Beiden sich lieb hätten und ihn, den reichen Wacker, auch noch bald zum Großvater machen würden. Darob freute sich des Alten Herz und er dachte in seinem Sinn: Bleibt der da oben nur neutral, dann hat's keine Noth, das Andere findet sich von selbst.“

„Da war es ihm, als er an einem Octobermorgen so an seinem Fenster stund, als gienge da drüben in der Brennerei etwas vor, als hätte er eben von dort so einen lauten verzweifelten Schrei gehört, als liefen die Knechte nach dem Schrei und als geschähe etwas hinter den neuen steinernen Mauern, das tief in's Herz schneide wie mit Meßern und Spießen. Sein Herz stund ihm buchstäblich vor Angst einen Augenblick still,

da that sich die Thüre zur Brennerei auf und unter lautem Heulen trugen die Knechte eine dampfende, fast gekochte Menschengestalt und legten sie vor den entsetzten Mann nieder. Es war sein armes Kind, sein Konrad, das nur unter Mühe aus dem Brantweinkeßel, in den es gefallen war, herausgehoben und zu seinen Füßen niedergelegt wurde. Kleidung und Haut, Fleisch und Knochen waren zusammengekocht und gebrannt; an eine Rettung war nicht zu denken. Nur zu einem letzten Wort öffnete das Kind noch den Mund und sagte: ‚Papa, falsch geschworen ist ewig verloren!‘ —

„Da brach der starke Mann zusammen, wie ein dürres Reis. Alle seine Glieder waren gelähmt, alle seine Sinne schienen erloschen wie ausgebrannte Lichter. Er ließ Alles mit sich geschehen; er duldete es, daß man ihn auszog und zu Bett brachte, daß man ihn bürstete und rieb, daß man ihm Wochen lang mit allen möglichen starken Arzneien den Magen überlud, daß man ihm das plötzlich grau gewordene Haar abschnitt und Blutegel in einem großen Kranz um seine Schläfe hieng. Er duldete das Alles und stund endlich von seinem Lager auf als ein Schatten von dem, was er einst gewesen war. Er wankte zuerst zu dem Grabe seines Kindes und saß da stundenlang, dann ließ er die Brennerei verschließen und den Keßel zuvor mit einer Axt durchhauen, und zuletzt fragte er nach seiner Ursel und nach seinem Eidam, ob denn die nicht da gewesen, als er krank gelegen? Die hätten mittlerweile Kindtaufe gehalten, sagte man ihm, und der Eidam habe von Zeit zu Zeit anfragen laßen, ob er noch lebe. So, sagte der reiche Wacker, und weiter nichts? Ja, noch etwas, gab man ihm zur Antwort, der Müller will auch den Rest

der Brautgabe! Dazu kann Rath werden, sagte der Wacker und versank wieder in sein Träumen."

„Der Rath aber dauerte dem Müller zu lange und er drohte mit Verklagen. Da blitzte noch einmal die alte Wuth in dem Wacker auf, aber hinter dem Blitz kam kein Donner und kein Entschluß. Er ließ es zur Klage kommen, und von dem Amte gedrängt, kündigte er ein Kapital auf, weil er alle Übersicht über seine Mittel verloren hatte. Die Frucht blieb ungedroschen in der Scheune liegen und ward der Mäuse Fraß, das Obst verdarb an den Bäumen oder am Boden, und wenn er dann und wann einen Handel abschloß, so ließ er sich so übervortheilen, daß man den alten Wacker nicht mehr in ihm erkannte. Den Werth des Geldes, den er früher so hoch gehalten hatte, schien er jetzt eben so wenig zu kennen, wie ein Kind, und im Geben, ja im Verschwenden seines Eigenthums, glich er dem Affen jenes Geizigen, der hinter den Geldkasten seines Herrn gerathen, mit vollen Händen das edle Metall denen zuwarf, die mit Hut und Hand zum Empfang bereit stunden. Und an solchen fehlte es auch dem reichen Wacker nicht; er ward sehr mißbraucht und sehr bestohlen; und als sein kluger Eidam nach einiger Zeit eine Untersuchung über den Stand des Vermögens vornahm und bereits eine große Zerrüttung und Unordnung vorfand, so wurde der reiche stolze Wacker unter Vormundschaft gestellt, und durfte von da an über nichts mehr frei verfügen. Man verpachtete das Hofgut und machte es dem Pächter zur Pflicht, den ehemaligen Herrn vom Gut und Haus wie einen Pfründner zu halten. Das gieng noch an und man ehrte in dem kranken Mann den reichen Wacker wie ehemals. Aber dem Eidam und der Toch-

ter beliebten nach einigen Jahren eine andere Einrichtung. Das Gut ward verkauft und zerstückt, in das Haus zogen mehrere arme Familien und einer derselben übergab man für ein mäßiges Kostgeld den reichen Wacker in Kost und Pflege. Jetzt begann für den alten Mann die rechte Jammerzeit. Ertrug er auch meistens schweigend und scheinbar ohne Gefühl sein hartes Loß, so versichern doch die, so ihn näher kannten, daß es Zeiten gegeben habe, wo er sein ganzes Elend gefühlt, wo er geklagt und geweint habe, daß man ihn, den alten, schwachen Mann, so darben und verkommen laße. Damals schon aß er mit an fremden Tischen, um seinen Hunger zu stillen, der täglich größer wurde, und später nahm er sogar Almosen zu einem Trunk Bier, denn baares Geld gab man ihm aus purem Geiz gar nicht mehr in die Hände. War seine Kleidung zerrißen, so hielt es sehr schwer, bis aus der reichen Mühle an der Kinzig ein neuer Anzug herbeigeschafft war, und oft lange sahe man den ehemals so stolzen Mann in Lumpen umher gehen und an den Thüren sitzen. Denn es gab viele Häuser im Orte, wo man ihn sehr ungern sahe und sein Gehen lieber hatte als sein Kommen. Schlechte Nahrung, ungewaschene Kleidung und unreines Lager hatten ihn endlich in einen Zustand versetzt, aus dem ihn nur die Hand sorgender Liebe, die keinen Ekel kennt, hätte retten können. Aber diese Hand fehlte dem reichen Wacker; er stund ganz allein; das Herz müde, der Leib schwach, kein Entschluß in seiner Seele, und über und über mit Schmutz bedeckt, gieng wirklich an ihm die Weißagung des von ihm betrogenen Kupferschmids in Erfüllung: die Läuse fraßen ihn bei lebendigem Leibe. Aber er lebte in diesem Zustande lange,

sehr lange; er gieng als ein Zeichen des Gerichtes Gottes einher und hat der Gemeinde eine so nachdrückliche Predigt gehalten von der Kraft des Allsehenden und Lebendigen, daß sie heute noch in vielen Ohren gällt."

Und die unnatürliche Tochter, die Ursel und der saubere Eidam, fragte ich, sind die in der Sünde feist geworden? „O, sorgt nicht", antwortete er, „das Gottesgericht hat auch sie gefällt. Sie ist gestorben, noch vor ihrem Vater, nachdem sie erst unter der Zucht eines wüthenden Geizhalses gefühlt hat, was es heiße: seine Eltern und Herrn verachten und dem Mammon dienen. Dann ist das Kind, dem ein solcher Haufe gesammelt war, gestorben, oder eigentlich verkommen, und endlich hat der Müller müßen seinen Geldsack verlaßen und in's dunkle, leere, arme Todtenstüblein hineinsteigen und über sein Geld sind Fremde hergefallen, die er gar nicht gekannt, sogenannte Seitenverwandte, und was es denen für Segen gebracht hat, das weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß der Bettelsack alle fünfzig Jahre an einer anderen Thüre hängt, nicht weil es Gott so will, o bewahre, Er hat ja Gedanken des Friedens mit uns, sondern weil das Menschenherz mit Gewalt seine Wege gehen möchte und wie Jakob sein Erstgeburtsrecht nicht selten um ein schnödes Linsengericht verkauft."

II.

Bauer und Pfarrer.

„O beßre Zions wüste Stege,
Und was Dein Wort im Laufe hindern kann,
Das räum, o HErr! aus jedem Wege,
Vertilg den falschen Glaubenswahn,
Und mach uns bald von jedem Miethling frei,
Daß Kirch und Schul ein Garten Gottes sei.“

Ich möchte den Stophel Winter von Wilmeshausen gekannt haben, wie ihn mein Großvater gekannt und geliebt hat. Denn wenn man in der Zopfzeit schon den Stophel für einen Bauer erklärte, dessen Gleichen sich noch wenig finde, was mag der Stophel für ein prächtiges Menschenexemplar seines Standes gewesen sein! Aber ich kann mir ein Bild von ihm machen, denn ich habe sein Abbild noch gesehen, das sich schwerlich jetzt noch im entlegentsten Bergdörfchen finden möchte, denn Stadtsinn und Stadtmode leckt auch schon an den Bergdörfern hinan und spült das alte feste Gestein des deutschen Bauernwesens herab, um es zu verwaschen und zu verschwemmen. Aber so ein Wilmeshäuser, wie ich sie noch gekannt habe, der stund wie eine Mauer von Granit, mochte die Flut der Zeit ihn waschen, er

blieb, wenn nicht ungewaschen, doch ungeleckt. Freilich viel Waßer kam an einen solchen Wilmeshäuser auch nicht, weder äußerlich noch innerlich. Morgens wusch er sich zwar unter viel Geräusch und Schnauben am Born, so im Sommer wie im Winter, und trocknete sich erst in der Stube ab, aber das Waßer zum Trunk hielt er nur in der Erntezeit für gesund, sonst versperre es, meinte er, etwas Beßerem den Weg, dem Hirsenbrei mit dem großen Fettauge darauf und dem Sauerkraut mit dem handhohen Speck darüber. Und gründlich und gebunden wie die Atzung, so war auch die Kleidung eines Wilmeshäuser. Was im Winter warm hält, das hält auch im Sommer die Hitze ab, so dachte man in Wilmeshausen, und von den Fähnlein, wie sie jetzt als Kittel und Kattunwämse um unser Landvolk hängen, wußte man damals nichts. Die Füße steckten in dicken wollenen Strümpfen,, die bis über die Kniee reichten, denn die Schafzucht war in Wilmeshausen gut und die Weiber strickten vortrefflich. In seinen derben Lederschuhen, oben darauf mit einer Messingschnalle und unten mit einem Hundert Nägel, sogenannten Pinnen, beschlagen, stund der Welmeshäuser fest auf dem Boden seiner Scheuer oder zwischen den Ackerfurchen, und hob er zum Tanz unter der Kirchweihlinde ja einmal im Jahr die Beine, so hieß ihn sein Schuhwerk hübsch gemach thun und sich nur im Schleifer versuchen, der Hobser gieng schon gar nicht.

An die warmen Strümpfe eines Wilmeshäusers schloßen sich vertraulich die kurzen Beinkleider von Beiderwolle, sehr kurz geschnitten und unten und oben durch Schnallen gehalten, aber locker und bequem, daß oben etwas tief unter der Hüfte ein Stücklein Hemd

heraussehe, mehr oder weniger, je nachdem die Westen oder Leibchen reichten. Denn was ein rechter Wilmeshäuser war, der trug seine drei, auch vier Westen von allerlei Stoff mit beinernen oder gläsernen oder metallenen Knöpfen über einander. Die erste, d. h. die zunächst auf dem Leibe saß, gieng etwa bis an die letzte Rippe, die zweite überschritt schon dieses Revier, die dritte sollte man unter der vierten hervorgucken sehen, darum hatte sie schon ihre Schöße und Klappen; aber die vierte war das Prachtstück und darum von blauer oder grüner Farbe, und hatte zu beiden Seiten Taschen, in denen der Geldbeutel von Leder, mit dem Schlüßel zum Wandschränkchen, die Tabaksblase mit dem Pfeifenräumer von Messing und die Pfeife von Erlenmaser mit kupfernem Deckel steckte. Unter den Westen verbarg sich denn noch ein wollener, gestrickter Wams, der sich nur bisweilen durch die Ärmel verrieth, die die Arme gegen Zugluft schützten; und über all diese Hüllen ward noch am Sonntag, und wenn der Weg einen Wilmeshäuser zur Stadt führte, der Rock gezogen, halb Überrock, halb Frack, aber stets dunkelblau, wol gefüttert und mit thalergroßen Knöpfen von Metall. Drei Halsbinden, immer eine schwerer als die andere, schützten vor Halswehe, und auf dem sorgsam gestrählten Haupthaar, das hinter die Ohren gestrichen lang herab hieng und durch einen Kamm geziert war, saß zunächst eine Mütze, die Pätzel genannt, nach Bedürfnis gefüttert und gesteppt, meist bunt und mit Pelz verbrämt, und oben darauf thronte der Dreimaster, den der Wilmeshäuser als Manneszierde am Confirmationstage empfieng und sehr hoch hielt. Gib ihm nun noch einen Rohrstock mit Hornknopf von fast Man=

neshöhe in die Hand und du siehst den Stophel Winter wie er bedächtig uud überlegsam zur Stadt geht, um seinen Freund, den Syndicus, zu besuchen und sich einen guten Rath zu holen.

Der Stophel Winter war kein Processer, der Art Leute herbergte überhaupt Wilmeshausen nicht, aber wer etwas im Dorfe galt, der hatte seinen Advocaten in der Stadt, zu dem er von Zeit zu Zeit gieng und einen Rath mit ihm hielt über Auf- und Verkauf von Äckern und Wiesen, über Verheirathung von Söhnen und Töchtern, oder über eigene und der Gemeinde Gerechtsame. Dafür schickte er dann von Zeit zu Zeit dem Herrn Syndicus einen Kirchweihkuchen, einen Butterweck, ein Schock Eier zur Osterzeit, oder der Frau Syndicusin etliche Boßen guten, weißen Flachs, lud auch wol den Herrn und die Frau zu irgend einem Feste nach Wilmeshausen, was selten angenommen, dann aber auch sehr durch Speis' und Trank und Nöthigung anerkannt wurde.

Heute nun mußte dem Stophel Winter ein schwerer Gedanke auf dem Herzen liegen, denn er gieng ungewöhnlich langsam durch die Gassen der Stadt, stieg wie ein schwer Beladener die Treppe zu des Herrn Syndicus Schreibstube hinauf und holte tief Athem, als er vor der Thüre stund. Dann zog er bedächtig den Dreimaster vom Haupte, steckte die Pätzel hinein, setzte beides seinem Rohrstock auf den Knopf, stellte den in die Ecke neben der Stubenthüre und klopfte schwer und vernehmlich an, indem er den Kopf zum Schlüßelloch bog. Auf das Herein des Syndicus räusperte er sich, legte behutsam die schwere Hand auf den Drücker und trat ein.

Der Syndicus saß an seinem Schreibtische, warf von seinen Acten weg einen Seitenblick nach dem Eintretenden, und seine Miene erheiterte sich sichtlich, als er sagte: „Willkommen, Meister Stophel, was Neues?“ „Danke der Nachfrage, Herr Syndicus, weiß nichts besonders, als daß das Wetter gedeihlich ist, und daß unser HErrgott es noch gut mit Wilmeshausen und mit mir meint. Zwei Kühe, die in einer Woche gekalbt haben, geben viel Milch in's Haus, und wo's Milch gibt, gibts brav Käse und da sind die Gesichter der Wilmeshäuser hell. Sonst nichts, Herr Syndicus. Aber was ich sagen wollt, da hätt ich ein Anliegens, er sollt so gut sein und mir eine Schrift machen.“

„An wen denn, Stophel?“

„An den Herrn Landgrafen, meinen gnädigen Herrn und Gönner!“

„An den Landgrafen, Stophel? Habt ihr doch, soviel ich weiß, keinen Proceß und auch im Übrigen geht ja Alles seinen Gang, was soll euch denn der Landgraf helfen?“

„Ja seht, Herr Syndicus, das ist eine eigne Sache, und wenn man sich verbeßern kann, so soll mans thun, und wenn man in meinen Jahren steht und hat seine Kinder fast versorgt, so will man doch noch etwas thun und verdienen auf seine alten Tage und das könnte ich jetzt gerade, und der Herr Landgraf hat mir eine Gnade versprochen, wart ich länger mit einem Anliegen, so kommt ihm die Sache aus dem Sinn, und das ist dann mein Schade.“

„Nun Stophel, was meint ihr denn für eine Gnade, und wann hat denn der Herr Landgraf euch eine solche versprochen?

„Ja seht, Herr Syndicus, unverhofft kommt oft. Wie wir vor drei Jahren den Proceß wegen der Schäferei mit dem Fiscus hatten, ihr kennt ja die Sach, da sagt der Schultheiß zu mir, Stophel, sagt er, ihr seid der reichste Mann im Ort, und dabei überlegsam und bedächtig, wie wär's, wenn ihr euch nach Darmstadt auf den Weg machtet und gienget einmal zu unserm gnädigen Herrn, dem Landgrafen, und sagtet so und so, ich meine, dann müßt uns geholfen werden, denn die Herrn von der Rentkammer verschleppen, wie mir däucht, die Sache, und am Ende erfährt unser gnädiger Herr nicht einmal die Wahrheit. Nun denk ich, bin ich der Reichste im Orte, so bin ich auch nicht der Dümmste; geht ein Anderer vor mir, so verdirbt er nur die Sach; also ich mach mich auf den Weg und gehe auf Darmstadt. Wie ich hinter Frankfurt komme, so geht der Sand an und das Marschieren hielt hart, und dazu brannte die Sonne und ich that ein Leibchen nach dem andern auf, und hieng am Ende den Rock auf den Stecken, aber es wollte nicht viel helfen. Da kam eine Kutsche gefahren und darin saß Einer, der sah mich am Wege stehen und gewaltig schnaufen und pusten und rief heraus: ‚Landsmann, seid ihr nicht von Wilmeshausen oder dort herum zu Haus?' „Ja wol, Herr, sagt ich, kennt ihr mich?" ‚Das nicht' sagt er, und lachte, ‚aber Wilmeshausen, Linden und Struth, die liegen nicht weit von einander.' „Richtig, sag ich, und woher wißt ihr das?" ‚Das sehe ich an eurer Pätzel' sagt er und lachte wieder, denn:

„Seid ihr her von Linden,
Habt die Pätzel hinten;

Seid ihr her von Struth,
Habt sie unterm Hut,
Seid ihr her von Wilmeshausen,
Vier Leibchen unterm Flausen."

,Seht, sagte er, daran kenn ich euch, denn die vier Leibchen stehen euch offen wie eben so viele Fensterflügel. Aber, Alter, sagte er, verwahrt euren Brustkern beßer, sonst kriegt ihr den Schnupfen, und wollt ihr nach Darmstadt, so steigt auf den Bock zu meinem Kutscher.' „Anfangs war mir des Herrn Utz ungemächlich und ich hatte schon ein unvergoren Wort im Maul; dann dacht ich aber: Stophel, dacht ich, halt bei und nimms kaltblütig, der Tag ist heiß genug! Und als der Fremde ein Wort vom Mitfahren sagte, da verschluckt ich den Verdruß wie eine Mücke, die in das Schälchen fällt, und stieg auf."

„Aber damit wars noch nicht all. Der Fremde hatte eine absonderliche Neugier und fragte und kätzerte so lange an mir herum, bis er mich schier ausgepumpt hatte und ich so wenig vom Proceß bei mir behielt, als man kann unter dem Nagel leiden. Ja er machte mir solche Courage, daß ich mich einmal sogar vergaß und die Herrn von der Rentkammer Federfuchser und Rechtsverdreher hieß. Da lächelte der Fremde wieder und sagte: ,Alter, wenn sie das wüßten, dann gieng es euch nicht gut; aber ihr seid an die rechte Schmide gekommen und euch Wilmeshäuser soll geholfen werden. Wenn ihr nach Darmstadt kommt, dann geht nur zum Rath Kleinwald und sagt ihm, der Landgraf laße ihm sagen, die Wilmeshäuser hätten Recht und der Fiscus zöge seine Klage zurück; das Weitere soll sich dann schon finden.'

„Der Landgraf, sagt ich und hielt mich an dem Kutscherbock fest, denn es schwindelte mir. Halten zu Gnaden, allergnädigster Herr, sagte ich, ich bin ein alter Mann und ein schwacher Mann!" ‚Thut nichts, Alter, sagte er, ich bleibe euch in Gnaden geneigt, und wenn ihr auch einmal für euch selbst eine Gnade braucht, dann kommt zu mir und ihr sollt an mir einen gnädigen Herrn finden.'

„Das Wort hab ich mir behalten," fuhr der Stophel nach einer Pause fort, „und jetzt oder nie mehr ist die Zeit. Gestern zur Nacht ist unser alter Pfarrer gestorben, Gott hab ihn selig, es war ein guter Mann und verstund Gottes Wort auszulegen. Was thun aber die Wilmeshäuser mit einem todten Pfarrer, sie müßen ihn begraben und einen neuen haben. Da denk ich denn, nichts für ungut Herr Syndicus, den Wilmeshäuser ein Pfarrer zu werden, und ihr sollt mir eine Schrift an unsern gnädigen Herrn machen, worin ihr sagt: Es würde dem Herrn Landgrafen bewußt sein, daß er den und den vor drei Jahren, an dem und dem Tag zwischen Arheiligen und Darmstadt eine Gnade versprochen habe, jetzt könne er sein Wort halten."

„Aber Stophel," fragte erstaunt der Syndicus, „könnt ihr denn auch predigen?"

„Warum nicht, Herr Syndicus, so gut es Mancher kann, kann ich's auch!"

Weiter geht leider meine Geschichte nicht, aber sie ist auch wirklich zu Ende. Nur weiß ich nicht, worüber ich mich mehr verwundern soll, über den Stophel Winter, der aus einem Bauer ein Pfarrer werden wollte, oder über einen Pfarrer, der so zum Bauer geworden,

daß der Bauer sein Amt als ein Ruheamt für seine alten Tage begehrt.

Der Apostel sagt von des Amtes Bürde und Würde etwas anderes; er heißt die, so den HErrn verkündigen wollen, sich leiden als gute Streiter Christi, nüchtern sein allenthalben, anzuhalten, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit, zu strafen, zu drohen, zu ermahnen mit aller Geduld und Lehre, und so den guten Kampf zu kämpfen, den Lauf zu vollenden und Glauben zu halten; und bei allem dem zu denken: „Wehe mir, wenn ich Christum nicht predigte!“

III.

Aus der Tiefe in die Höhe.

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf Ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten
In allem Kreuz und Traurigkeit,
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut."

Zu der Zeit, als die Russen den Franzosen einen Gegenbesuch in ihrem eigenen Lande machten, was diese, beiläufig gesagt, sehr übel nahmen, während doch sonst eine Ehre der andern werth ist; da wohnte in der Vierzehnmistgasse eines hessischen Landstädtchens ein Flickschuster mit Namen Draller. Das Häuschen, das der Schuster bewohnte, war das einzige Gebäude in derselben, das es wagte, aus drei kleinen Fenstern die Augen auf seine Umgebung aufzuschlagen, denn die dreizehn Häuser, die jenes Sackgäßchen bildeten, wandten der Straße, gleichsam wie verschämt, den Rücken zu, und hatten dort hinten hinaus nur ein kleines Hinterthürchen, das auf den Mist führte, und hin und wieder

ein Gucklöchlein, um ein Gefäß herauszuhängen, oder den Rauch aus der dunklen Küche da hinaus zu laßen. Nur des Schusters Häuschen machte gegen die vierzehn Miste und dreizehn Hinterhäuser Front und bildete den Schluß einer Sackgasse, in die man stets mit Vorsicht eintreten mußte von wegen schlechtem Pflaster und breitester und weichster Grundlage. Doch die Bewohner des Häuschens, der Schuster Draller und seine Frau, dann zwei sehr kränkliche verwachsene Kinder und eine Ziege, waren das so gewohnt, daß sie auf den Fußzehen oder springend und hüpfend jedesmal sicher und ohne sonderliche Gefahr das schützende Dach erreichten, es mußte denn sein, daß gerade Thauwetter einfiel, oder ein Gewitterregen die vierzehn Miste flott gemacht hatte; dann gab's für einen Tag oder zwei sogar Hausarrest in dem engen Häuschen des Flickschusters.

Und das Häuschen war wirklich sehr eng und klein. Wenn man durch die Thüre, die aus zwei Theilen bestund und durch deren obere Abtheilung der Rauch lieber abzog denn durch den Schornstein, in den unteren Raum eintrat, so war der sehr schwarz und stellte eine Küche vor, denn es stund da ein Herd von Backsteinen erbaut, und darüber hieng an einer Kette ein Kroppen, einige Töpfe und Teller von Erde füllten eine kurze Wandbank, und aus der Ecke ließ sich aus einer Art von Bretterverschlag die Stimme der Ziege hören, die, nach der Hausfrau täglicher Versicherung, eine gewaltige Stallschnäuperin war, denn sie weigerte sich standhaft, etliche Arten von Lebensmitteln anzunehmen, die ihre Herrin für nahrhaft und zuträglich erkannte, und ich glaube] sie glich in diesem Stücke dem halsstarrigen Gaul jenes Fuhrmannes, der sich durchaus weigerte

Tannenzweige zu freßen, obgleich sie grün waren wie Gras und Klee. Auf einer gebrechlichen Treppe stieg man von da in die einzige Stube des Häuschens, die zum Glück wenig Helle durch die fast erblindeten Scheiben erhielt; dennoch grau und vom Rauch geschwärzt sahen die Wände aus, und die wenigen Hausgeräthe waren, wenn auch rein, doch alt und sehr gebrechlich. Ein einziges großes Bett mußte der Familie zur Schlafstätte dienen.

Das Schusterspaar und die beiden Krüppel, ihre Kinder, waren noch genügsamer wie die Ziege und erhoben selten ihre Stimme zur Klage, auch wenn Schmalhans Küchenmeister bei ihnen war, und das war er fast alle Tage im Jahre. Der Schuster Draller hatte auch einmal seine Zeit der Blüte gehabt, das war damals, als das Leder noch wolfeil und das Heirathsgut seiner Christine noch nicht ganz verzehrt war. Vielleicht waren auch die Leute im Städtchen damals weniger hoffärtig, suchten den sonst guten Meister auch hinter seinen vierzehn Misten auf und setzten ihn in Nahrung, und die Buben fanden es sogar angemeßen, die Waßerdichtheit der neuen Stiefel in der Vierzehnmistgasse sogleich zu probieren. Genug, der Meister Draller hatte seine Blütenzeit gehabt. Damals saß er mit frohem Gesichte auf seinem runden glatten Schustersstuhl, sang ein geistlich oder weltlich Lied, und schien es ihm Zeit, daß das Frühstück gebracht werde, so unterbrach er sich wol mitten in seinem Singen und rief mit gewaltiger Stimme: „Drallersche, krieg ich bald meinen Brantwein?“ — Die Zeit war vorübergegangen wie der Frühling in der Natur, der Sommer war mit Lebenshitze, mit Krankheit der Kinder, mit Arbeit- und Geldmangel gekommen, und der Herbst

nahte mit trüben Nebeln der Sorge und der Angst vor der Zukunft. Niemand in der Stadt wußte recht, wie grausam übel es dem Schuster Draller gieng; keiner seiner Mitmeister hatte eine Ahnung davon, daß die gebückte Gestalt, die Abends manchmal um die Kehrichthaufen schlich und tastend in denselben wühlte, der Schuster Draller sei, der nach Flickleder suchte. Denn nur ganz arme Leute, denen es auf Zierlichkeit der Arbeit nicht ankam, und die schon zufrieden waren, wenn nur die Sohlen an ihren Schuhen nicht zu verlangend den Rachen aufsperrten, die brachten dem Meister Draller noch ihr Schuhwerk zur Ausbeßerung und vertrugen ihm die Kundschaft nicht; denn billig, sehr billig war der Meister Draller geworden.

Aber er klagte nie über seine Armuth, und am wenigsten that es seine Christine. Die machte jede Stunde im Tage und jeden Schritt und Tritt in und außer der Vierzehnmistgasse zu Geld und brachte manchen Groschen heim, aber an keinem hieng ein Fluch oder eine Sünde; sie waren sauer und ehrlich verdient. Nur zum Frühstückstrunk reichte des Meisters Flickarbeit und der Meisterin Groschenverdienst nicht aus, und wenn sich bei seinem Morgengesang der Draller manchmal vergaß und, der alten guten Zeit eingedenk, mit seiner lauten Stimme rief: „Drallersche, krieg ich nicht bald meinen Brantwein?“ und die Meisterin mit einem: „Du lieber Gott!“ antwortete, dann seufzte wol der Schuster wie Einer, der aus einem schweren Traum erwacht, aber er klagte nicht. Nur einmal sagte er nach einem solchen Erwachen: „Weißt du, Christine, was uns aufhelfen könnte? Wenn uns der liebe Gott nur auf einmal zwei Gulden bescherte, dann wäre uns ge-

holfen. Für zwei Gulden Leder im Haus wollte ich wieder der alte Draller werden." Seine Christine seufzte und schwieg, aber bei sich selber dachte sie: „Zwei Gulden auf einmal finden den Weg nicht in die Vierzehnmistgasse."

So sagten und dachten der Flickschuster und sein Weib an einem trüben Wintermorgen und war dazu noch Thauwetter. Die Kinder des armen Paares hatten sich auf ein Häufchen zusammengeballt und lagen in der Ecke neben dem rauchenden Ofen. Nur manchmal hob eins von ihnen den Kopf und sah mit kranken, erloschenen Augen in's Angesicht von Vater und Mutter. Hunger hatten sie nicht, denn sie aßen wenig und dazu hatte die Mutter weit über die Hälfte ihres Morgenbrodes den Kindern in die Ziegenmilch eingebrockt und beinahe aufgenöthigt, denn Kraft sollten die armen Würmer bekommen, so dachte sie.

Was mittlerweile im Städtchen vorgieng, davon hatten die Leutchen in der Vierzehnmistgasse keine Ahnung. Daß ein halbes Regiment Kosaken eingerückt sei, zur Freude der Jugend und zum Entsetzen der Alten, daß diese Steppenvögel ohne zu fragen das Städtchen drunter und drüber gearbeitet hatten, daß ihre eignen Offiziere erst spät und langsam Ordnung in die Rotte hatten bringen können und daß sie nun einzeln mit den Quartierbilleten in der Hand suchend durch die Straßen ritten, davon wußten die Schustersleute hinter den vierzehn Misten nichts. Wie erschracken sie darum, als sich plötzlich die Thüre öffnete und ein bärtiger Kosake in die Stube eintrat, das Quartierbillet überreichte und in gebrochenem Deutsch sagte: „Mutter, Kapuster, Vater, Schnapps!" Der Schuster war von

seinem Sitze aufgestanden, in der einen Hand hielt er einen sehr defecten Schuh und in der andern den Pfriemen. Mit diesem deutete er auf die Kinder am Ofen, die zitternd und wie in Fieberschauern sich auf dem Boden wandten, und sagte: „Bruder Kosak, da siehst du meine Einquartierung, und hier", indem er auf das letzte Stück Brod deutete, das auf dem Tische lag, „meinen Kapuster und meinen Schnapps! Geh zu Denen, die dich hergeschickt haben und sag ihnen: der Schuster Draller könne mit Weib und Kind hungern, aber dich könne er nicht hungern laßen und habe doch auch nichts für dich zu eßen!"

Der Kosak verstund kein Wort von der Rede des Schusters, aber die Ursprache vom Mitleid und vom Erbarmen verstund er. Er nickte mit dem Kopfe, griff in seine Tasche, legte eine Hand voll kleiner Münze auf den Tisch und gieng langsam davon.

Der Schuster und sein Weib stunden lang auf derselben Stelle und sahen einander an, dann bog sich die Christine zur Seite und sagte: „Christoph, der Kosak ist eben über den letzten Mist mit seinem Pferde, wem gehört sein Geld da?" „Weiß ich's, Christine", sagte der Schuster, „laßen wir's liegen, bis er wiederkommt." Schweigend gieng das Ehepaar an seine Arbeit; Stunde um Stunde vergieng, der Kosak kam nicht wieder. Es ward Abend und das Geld lag noch da. „Zähle das Geld, Christine", sagte der Schuster. Sie that es. „Es sind zwei Gulden, Christoph", sagte unter Thränen die Frau. „Zwei Gulden"; stöhnte der Schuster. „Barmherziger Gott, ist's mein, ist's dein, ist's dem Soldaten?" „Es ist unser", sagte Christine, „und nun frisch damit an's Geschäft! Gib du auf die Kin-

der Acht, ich weiß etwas, das hilft uns auf! Schnell warf sie ihren Mantel um und verschwand in der Dunkelheit. Noch an demselben Abend kaufte sie einen schweren Krug mit Brantwein, nahm auch beim Bäcker etliche Brödchen aus, und als die Kosaken am Morgen auf dem Sammelplatz stunden, da ward des Schusters Frau zur Marketenderin und verkaufte Trank und Speise mit solchem Vortheil, denn die Kosaken gaben für ein Glas Schnapps den doppelten und dreifachen Werth, daß die zwei Gulden, von denen der Schuster geträumt, sich verdreifacht hatten.

So that die Christine von nun an täglich, so oft fremde Truppen durch das Städtchen kamen, und sie vergaß ihren Christoph dabei nicht bei seinem Morgengesang. Er erhielt wieder wie früher seinen Brantwein. Aber er hieng sein Herz nicht daran und am wenigsten ward er seinem Stande untreu; der Schuster blieb bei seinem Leisten. Denn von dem erlösten Gelde wanderte wieder wie ehemals manches schöne Stück Leder in die Vierzehnmistgasse, die Kinder fanden allmählich den Weg wieder über die Düngerhaufen, und als gar der Rath der Stadt ein Einsehens bekam und mit einem gepflasterten Weg die zuchtlosen Miststätten in ihre Schranken zurückwies, da fieng das kleine Häuschen in der Sackgasse an sich zu strecken und zu recken. Erst bekam es etliche neue Balken und Gefache, dann neue Scheiben, dann zog es von innen und außen eine neue Haut an und endlich fiel die Sonne durch einige Blumenstöcke vor dem hellen Fenster wieder in die Stube auf den Werktisch des Schusters und in die vergnügten Gesichter der beiden Kinder.

Denn wie das Haus in der Sackgasse, so wuchsen auch diese aus sich heraus und zogen eine neue Haut an, und das kleine Häuschen hallte wieder von dem Lachen und Jubeln der Wiedergenesenen, und am lautesten schallte dazwischen der Preisgesang des dankbaren Schusters: „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

IV.

Der gezwungene Botengang.

„Sieh, wieviel du reicher bist,
Wenn das Spiel geendet ist.
Laß dein Denken und dein Sinnen,
Kart aus der Hand, willst du gewinnen.“

Es ist einem guten Theil Männern, den Frauen schon seltener, eine Krankheit eigenthümlich, die bricht gewöhnlich wie ein Fieber Abends zwischen Licht und Dunkel aus. Sie ist der Unruhe zu vergleichen, die der eingesperrte Vogel zeigt, wenn die Zeit der Wanderung kommt, oder dem Lauftrieb der Kinder, die um diese Zeit noch einmal auf die Gasse möchten, oder dem Verlangen eines hungrigen Magens nach der Abendsuppe. Man kann sie das Wirthshaus-, das Stammgast-, das Schoppen- oder auch das Spielkartenfieber nennen. Es ist wie die übrigen Fieber nicht drei- oder mehrtägig, sondern eintägig und kommt immer zu einer bestimmten Zeit, und wird ihm nicht abgewartet, so können schreckliche Dinge daraus entstehen. Manche dieser Patienten, die man in einer solchen Stunde festhält, die sind wie die stillen Dulder, wahre Jammerbilder der

Entsagung. Manche gerathen in eine verbißene Wuth und starren verzweiflungsvoll vor sich hin. Manche gerathen in eine Art von Schelt- und Tobraserei, und dann macht man gerne Raum. Die Frauen, sonst die treusten Krankenpflegerinnen, sind diesem Fieber gegenüber meistens rathlos, ja sie verderben oft die Sache so gründlich, daß der letzte Betrug ärger wird denn der erste. Denn wie Viele sind denn so ausbündig klug und freundlich, daß sie so einen Kranken durch Wort und Blick zähmen können, wie Viele haben die Kraft, die Jene hatte, die schmeichelnd ihren Mann, als er davon wollte, wieder zur Treppe hinauf trug; treffen doch Manche das Rechte so wenig, daß sie den Mann, wenn er ausgeht oder heimkommt, durch einen verkleideten Teufel schrecken und durch Nachtstreicher prügeln laßen. Jede Zeit hat ihre eigne Heilmittel wider das Sauf-, Schoppen- und Kartenspielfieber gehabt, und was in der Zopfzeit von betrübten und erbosten Frauen an den Perrücken der Männer ist geübt worden, das geht ganz und gar in's Ungeheuerliche.

Der Pfarrfrau zu Daxheim half der Erbfeind aus ihrer Noth und deshalb pflegte sie zu sagen, wenn sie auf den Gegenstand kommen durfte: „Es ist nichts so schlimm, es ist für etwas gut."

Nun, die Pfarrfrau von Daxheim hatte wirklich einen sehr braven Mann und auch einen gesunden Mann, aber das Abendfieber hatte er dennoch in hohem Grade, und zwar Jahr aus Jahr ein zu einer und derselben Zeit. Wenn die Leute in dem Städtchen Spielheim, das eine Stunde von Daxheim liegt, nicht wußten, welche Zeit es sei, dann fragte Eins das Andere: „Ist der Pfarrer von Daxheim schon herein, ist der

Darheimer schon hinaus?" War er herein, so war es sechs Uhr Abends, war er hinaus, so war es neun Uhr. Mochte das Wetter sein, wie es wollte, mochten die Zeiten gut oder böse, die Straßen sicher oder unsicher sein, kam die Fieberstunde für den Pfarrer von Darheim, so mußte er nach Spielheim in den Hirsch zu seinen lieben alten Freunden und zu seinen lieben gewohnten Karten.

Die Nachbarn in Frankreich fiengen an, mit ihrem König unzufrieden zu werden und schnitten ihre Zöpfe ab, während die Deutschen sie noch eine Zeitlang behielten; der Pfarrer kam dennoch regelmäßig um sechs Uhr nach Spielheim und gieng um neun Uhr heim. Die Nachbarn in Frankreich machten einen schrecklichen Ernst und vergriffen sich an ihrem Könige, und bekam Mancher darüber eine Gänsehaut und blieb Abends daheim; der Pfarrer von Darheim nicht. Die Nachbarn in Frankreich überschritten die Grenze und boten den Darheimern Brüderschaft an und pflanzten vor ihrem Rathhaus einen Freiheitsbaum auf und Jedermann fürchtete ihnen zu begegnen; der Pfarrer von Darheim aber hielt seine Zeit wie der Dachs im Gehen und Kommen.

So giengs bis zum 6. November; — seine Frau hat den Tag ausdrücklich im Kalender angestrichen, daher weiß ich ihn so genau, — da geschah etwas, zwischen Darheim und Spielheim, was noch nie geschehen war. Wie der Pfarrer Abends um neun Uhr mit seiner Laterne aus dem Hirsch trat und rüstig in das Dunkel der Nacht hinaus schritt, auch schon eine gute Strecke querfeldein marschiert war und eben die Heerstraße durchschneiden wollte, da kam ein Detachement französischer Dragoner des Weges und der Officier, der es führte,

ritt auf den Laternenträger zu und fragte dieß und das über Land und Leute, über Wege und Stege, und über die Stadt Mainz, wie weit die noch liege. Der Pfarrer gab Rede und Antwort, und daß er der französischen Sprache so mächtig war, das schien dem Officier zu gefallen, denn er bat sich die Ehre seiner Begleitung bis Mainz aus. Der Pfarrer bedankte sich der Ehre, meinte auch, die Herren könnten die Straße gar nicht verfehlen, sie sei sehr gut und sehr gerade, und daheim warteten die Seinen auf ihn, denn es sei bereits nachtschlafende Zeit. Das wußte der Franzose auch, er meinte aber, zur Abwechselung sei so ein Ritt durch die Nacht so übel nicht, und es könne doch leicht ein Abweg kommen und dann wäre ein Wegweiser sehr gut, der Herr Pfarrer möchte die Güte haben und ihnen Gesellschaft leisten; da sei der Trompeter, der reite ein starkes und sehr sicheres Pferd, der werde sich ein Vergnügen daraus machen und den Herrn Pfarrer vor sich auf den Sattelknopf nehmen, er wolle derweilen dafür sorgen, daß das Gespräch nicht stocke.

Was thun? Der Pfarrer rief die Menschen an, die Götter, sein Flehen drang zu keinem Retter, der Trompeter griff von dem Gaul herab und holte den Pfarrer sammt seiner Laterne von der Erde auf, als wenn ein Kunstreiter Orangen aufliest, und setzte ihn vor sich auf den Sattelknopf. Nun war der Pfarrer von Darheim zwar ein Karten-, aber kein Gardenreiter; des Trompeters Gaul stieß wie ein Dromedar und der Sattelknopf ist eben kein Schaukelstuhl, kurz, dem Manne vergiengen in der ersten Stunde schon Hören und Sehen, und er bat nur, man möchte ihn zwischen den Pferden laufen laßen, er würde sonst allen Wölfen

zur Beute. Darüber lachten die Soldaten aus vollem Halse, und der Pfarrer trug seine Laterne brennend bis vor die Thore von Mainz. Da aber Mainz von Spielheim sechs Stunden entfernt liegt, so gieng so ziemlich die Nacht vorüber und der Pfarrer kam gerade recht, um in den Postwagen zu steigen und heim zu fahren.

Sehr ersehnt und sehr ermüdet kam nun zwar der Pfarrer von Daxheim zu Hause an, aber die Pferdecur war gelungen, das Fieber war fort und seine Frau segnete noch lange Jahre den 6. November im Stillen, aber sie sprach nicht von ihm, — warum? Sie war eine kluge Frau.

V.

Ein Franzosenstücklein.

„Wälsch Blut
Thut keinem Deutschen gut.“

„Das Land gehört eigentlich auch von Gott und Rechtswegen meinem gnädigen Herrn, und die Diplomaten, die es ihm abgetauscht und abgefeilscht, müßten eigentlich feurig gehen, wie die Ackerschinder in den Furchen!“ So pflegte der alte Oberförster Frühauf gewöhnlich zu sagen, wenn von einem abgetretenen Stück die Rede war, das früher zum Hessenlande gehört hatte, und dabei ward er roth im Angesicht und schlug nicht selten mit den Fäusten auf den Tisch. Und warf man ihm bescheidentlich ein: „Aber, Herr Oberförster, dafür hat unser Herr auch dieß und das erhalten und viel mehr an Land und Leuten, und ist doch auch eine schöne Sache um Abrundung eines Landes und daß nicht zuviel Grenzen zu begehen sind, wie das ja auch ein Förster in seinem Forste liebt“ — dann ward der Alte noch erboster und schrie: „Gleichmacherei und kein Ende, als wenn sich die Treue gegen ein Fürstenhaus aus- und

anziehen ließe wie ein Rock, heute mit rothen morgen mit gelben Aufschlägen! Wem ich gedient in meinen jungen Jahren, dem will ich auch dienen in meinem Alter, und das Stück Land, das mir Brod gegeben, da ich noch jung war, das wird mir erst recht lieb, wenn wir zusammen alt geworden. So ist meine Meinung und damit basta!"

Es will mich bedünken, als habe der alte Oberförster so unrecht nicht, denn das Elternhaus, wenn es auch längst in andern Händen ist, bleibt dem fühlenden Menschen stets die Heimat, und der Garten, dessen Früchte uns erfreuten, da wir noch Kinder waren, heimelt uns auch dann noch an, wenn er auch im Flurbuche einem andern Besitzer zugeschrieben ist. Das Verkaufen und Tauschen der Erbgüter, das Durcheinanderwerfen von Grund und Boden unter dem Vorwande der Abrundung ist nichts als eine Lockerung der Begriffe von Mein und Dein, woran unsere Zeit mehr krankt, als sie merkt und eingestehen will.

Und ich frage Jeden aus der alten Schule, der sein engeres Vaterland und seine Geschichte lieb hat, ob es ihm nicht ganz heimlich zu Muthe wird, wenn er plötzlich in einem Lande, das nun einen neuen Herrn hat, das Wappen und die Farben seines Heimatlandes sieht und man ihm sagt, die Stätte, darauf du stehst, gehörte ehemals zu deinem Vaterlande? So ist es mir gewesen im sogenannten Hanauer Ländchen, das jetzt zu Baden gehört, und auf dem Rheinfels, der Preußen zugefallen ist, und in Braubach und auf der Maksburg und im Epsteinischen, die jetzt zu Nassau zählen. Und so würde es mir sein, wenn ich ein Buxweiler wäre, an dessen längstzerstörten Garten mich die

Orangenbäume im Schloßgarten zu Darmstadt erinnern, oder in Pirmasens, dieser raschen Lieblingsschöpfung Ludwigs IX.

So hat mich's auch angeheimelt, als ich in dem alten Badhause zu Schlangenbad den verschlungenen Namen des Landgrafen Carl von Hessen=Cassel fand, und man mir erzählte, daß das Badhaus dicht an der Grenze der niedern Grafschaft Katzenelnbogen liege, von der unsere Landgrafen ehemals Besitzer waren und deren Wappen sie noch führen. Da dachte ich mich in die Zeit hinein, wo Landgraf Heinrich III. von Hessen sich mit Anna, der Erbtochter Philipps des Reichen, des letzten Grafen von Katzenelnbogen, vermählte und 1479 die Grafschaft an Hessen brachte; wo Landgraf Philipp, der Großmüthige, 1562 seinem Sohne Philipp II. Rheinfels mit einem schönen Stück vom Rheingau und Katzenelnbogen vermachte und ihn über sein kleines Achtel damit tröstete: „Ich weiß, Lips, daß du gerne Wein trinkst." Aber der Wein war nicht die einzige Segensquelle, die das schöne Achtel seinem Besitzer spendete, viele, viele Mineralquellen entspringen dort dem Schooße der Erde, und schon damals waren die Bäder von Ems und Schwalbach und die Mineralquellen in den Thälern des Taunus bekannt und in Gebrauch.

Nur der warme Bach, dessen Quellen jetzt die Bäder von Schlangenbad füllen, floß ungekannt und ungenutzt durch das Waldthal und machte die Grenze zwischen Hessen und Mainz, und trieb die drei Mühlen, die in der Waldschlucht lagen. Ein krankes Kind, das sich hierher verirrte und dem das Bad in dem Warmbach die Gesundheit wieder gab, soll zuerst auf die Heilkraft des Waßers aufmerksam gemacht haben,

und das ist eine schöne und bezeichnende Sage, denn furchtloser Kindes- und Natursinn gehörte dazu, in dieser Waldeinsamkeit Gesundheit suchen zu wollen. Denn die ersten Besucher des neu entstandenen Bades wußten die Gegend gar nicht schauerlich genug zu schildern; „sie habe nichts als Berg und Laub und Gras", sagen sie.

Lange Jahre hinter dem Kinde, das hier seine Genesung fand, entdeckte ein Medicus, mit Namen Gloxin aus Worms, die Heilquellen in der Waldschlucht und kaufte sie den Bärstädtern, zu deren Gemarkung sie gehörten, um zwei Ohm Wormser Wein ab, und die Bärstädter Bauern müßen geglaubt haben, einen guten Handel zu thun, denn sie gaben dem Käufer auch noch das nöthige Holz zum Bau des ersten Badhauses drein, nur hielten sie sich aus, daß sie und ihre Nachkommen ein freies Bad hier haben dürften. Und dieser Punkt des Vertrags wird ihnen gehalten bis auf diesen Tag.

Da aber der Landgraf Carl von Hessen das Hoheitsrecht über die warmen Quellen hatte, so baute er 1694 das erste Badhaus, setzte einen Doctor und Hausmeister hinein, und das Bad gefiel dem damaligen Kurfürsten von Mainz so sehr, daß er diesem gegenüber auf Mainzer Gebiet ein noch größeres Haus aufführen ließ, aber leider auf seinem Antheil keine warmen Quellen fand und darum bei seinem Nachbarn zu Bade gehen mußte.

Das neue Bad hieß anfangs das „Bärstädter Bad", obgleich das Dorf eine halbe Stunde entfernt liegt, dann nannte man es „Carlsbad" von seinem Stifter, aber auch der Name wollte nicht fangen, und endlich machte sich einer geltend, den es noch führt, „Schlangen-

bad“, so genannt von der wirklich großen Zahl einer Schlangenart, Coluber flavescens, die alte Mauern und Berge ringsumher bewohnt, über Wege und Stege hinschleicht, durch alle Gebüsche raschelt, und von den Buben gefangen und den Badegästen verkauft wird. Das Thierchen ist sehr harmlos und ohne Gift, kann aber wol bis zu fünf Fuß lang werden.

Aber alles bisher Gesagte habe ich nur vorausgeschickt, um von einer Schlangenlist zu erzälen, deren Anfang Paris und deren Ausgang das einsame Schlangenbad in den Taunuswäldern war. Wie das Schlangenbad allmählich in die Höhe kam, wie die Herren von Grund und Boden die Curgebäude allmählich erweiterten und verschönerten, so kamen im hohen Sommer auf halsbrechenden Wegen oft eine Menge hoher Herrschaften hierher, und diesen zu Lieb wurde der Wald gelichtet, wurden Hainbuchenalleen, im Geschmack jener Zeit, und Springbrunnen angelegt.

Man brachte auch Frauenzimmer mit und Köche und Spielleute, und die Herrschaften vergnügten sich so gut es gieng durch Spiel und Trank und Kurzweil und Bankspiel um geringen Einsatz, und badeten und tranken das Schlangenwaßer und fürchteten für ihr Leben und ihre Freiheit in der düstern Waldeinsamkeit gar nicht; denn man war ja im lieben Deutschland. Und zumal war jetzt im Sommer 1709 Friede, wenn nicht gerade in aller Welt, so doch am Rheinstrome.

Aber es saß auf dem Throne von Frankreich Ludwig XIV., der Straßburg ohne Fug und Recht vom deutschen Reich gerißen, der die Pfalz verwüstet, der durch seine Mordbrenner, die sich Generale des christ-

lichsten Königs nannten, und durch seine Soldaten, die, wie jetzt, auch damals aus dem gebildetsten Volk genommen waren, hunderte von Dörfern und Städten anzünden, dem Boden gleich machen, die Kirchen und Gräber entweihen, die Einwohner zu Tausenden ins Elend treiben und mit viehischer Grausamkeit schänden und schinden ließ. Und wer's nicht glauben möchte, — und der Franzose disputiert noch heute mit uns über die Wahrheit — der lese erst, was auf dem Denkstein des Marschall Turenne bei Sassbach steht: „hier ist Turennius vertödtet worden", und dann frage er, warum das schöne Heidelberger Schloß in Trümmern liegt, warum die Starkenburg als Ruine gen Himmel starrt; dann lese er, was von Bensheim, Heppenheim, Zwingenberg an der Bergstraße, was von dem Hunger im flachen Land zwischen Rhein und Main in den Kirchenbüchern von den Geistlichen aufgezeichnet ist aus dem sogenannten Orleans'schen Kriege. Oder er gehe über den Rhein und frage, warum in der Rheinpfalz, in den Städten Landau, Worms, Oppenheim, die Schlösser verwüstet, die Kirchen beschädigt, alle alten Gebäude mit Brandspuren geschwärzt sind, und alle Dörfer und Gärten und Weinberge neu, durchweg neu haben aufgebaut und angelegt werden müßen; und man wird mit Erstaunen und Schmerz hören und lesen, solche Verwüstung hat die Giftschlange Fürstenhoffart, die damals die Krone von Frankreich trug, befohlen und ausgeführt. Hatte doch damals Kurmainz sich durch eine Abgabe, wie sie lange Jahre die Raubstaaten von Afrika von den christlichen Völkern erhoben, von der Tyrannei und Plünderung des übermüthigen Franzosenvolkes loskaufen müßen.

Aber das war der Schande noch nicht genug. Der Franzosenkönig hatte, Gott weiß warum, etwas gegen den Deutschmeister Fürst Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, und hatte durch seine Spione ausgewittert, daß er sich in Schlangenbad aufhalte. Als seine Mitgäste werden uns namentlich auch ein Prinz von Mecklenburg und ein Graf von Braunfels genannt, und anderer hohen Herren Viele, auch viele Frauenzimmer. Von ehrlichen Waffen war schon längst in der französischen Politik nicht die Rede mehr, darum dingte der König zu einem rechten Franzosenstücklein einen gewissen Lacroix, auch Kleinholz genannt, der wahrscheinlich noch mehr Namen führte und ein verflixter Kerl muß gewesen sein, denn er wußte Weg und Steg wol und hatte wahrscheinlich, wie der Fuchs, den Stall erst zeitig umschlichen, ehe er einbrach. Genug, am 17. Juli, als die Badegäste nichts ahnend gerade im Mainzer Haus versammelt waren, da fiel dieser Parteigänger mit einer Rotte Raubvögel, wie er selber einer war, in das Haus ein. Die Fürsten verrammelten in der Eile die Thüren zu dem Zimmer, darin sie sich aufhielten, aber diese wurden eingeschlaggen und es entspann sich ein wüthendes Handgemenge. Der Deutschmeister wehrte sich wie ein Verzweifelter, schoß selbst den Führer nieder, aber sein Marschall, ein Herr von Wechternach, und sein Mundschenk fielen in Vertheidigung ihrer Herren, und die Buschklepper blieben Sieger. Erst plünderten sie als rechte Freibeuter die Badehäuser aus und dann schleppten sie den Deutschmeister und seine Genoßen davon, um über die Berge den Rhein zu erreichen und von da nach Frankreich zu entkommen. Der Deutschmeister hatte im Handgemenge den einen Schuh verloren, und litt auf den rauhen

Waldwegen erschrecklich; aber so oft er vor Schmerz und Erschöpfung niederfiel, rißen sie ihn auf und bedrohten ihn mit ihren Mordwaffen.

Doch das Bubenstück sollte dennoch nicht vollständig gelingen. Die Sturmglocken riefen die Bauern der ganzen Gegend unter die Waffen und diese setzten den Räubern nach, die, ihres Führers beraubt, sich in den Bergschluchten nicht zurecht finden konnten. Die Rauenthaler, in deren Gemarkung auch schon damals ein fürtrefflicher Wein wuchs, waren die ersten, die sie in der sogenannten Viehtrifftshohl bei Kiederich fanden. Dort verlangten die Räuber freien Ab- und Durchzug durch das Mainzische, weil ja der Kurfürst ein Vasall Frankreichs sei; aber davon wollten die Rauenthaler nichts wißen; sie fielen über sie her, bläuten sie tüchtig durch und jagten ihnen ihre Beute wieder ab. Als die andern Bauernhaufen ankamen, hatten die Rauenthaler bereits reine Arbeit gemacht, die Franzosen gebunden und nach Mainz abgeführt.

Was es mit ihnen gegeben habe, darüber schweigt die Geschichte; aber ich glaube, man hat ihnen nicht viel gethan, sondern hat sie bei Nacht und Nebel laufen laßen, um den hohen Herrn, der das Bubenstück befohlen, nicht noch mehr zu reizen. Aber das hat man gethan, man hat hüben und drüben Soldaten hingelegt, die Badegäste zu bewachen, und auch eine Kanone hat man aufgefahren, und damit von Zeit zu Zeit weidlich geknallt, wenn neue Badegäste ankamen. Den braven Rauenthalern soll man dagegen ein Geschenk für ihre Heldenthat versprochen, aber nicht gegeben haben. Thut auch durchaus nichts, denn es ist für einen braven Mann schon genug, wenn ihn unser HErrgott brauchen

kann, ein Bubenstück zu vereiteln, und namentlich sollte jeder gute Deutsche sich an dem Ruhm genügen laßen, ein französisches Stücklein zu nichte gemacht zu haben; denn:

„Einen Wälschen zu hintergehen,
Muß man Morgens früh aufstehen.“

VI.

Mutterliebe.

„Ist eine Mutter auch noch so arm,
So gibt sie ihrem Kinde warm.“

In dem Jahre, da die Franzosen zum ersten Male in Mainz lagen, — es war damals, als sie ohne Geld und Hosen Deutschland Brüderschaft anboten und es dann bestahlen, und als die sogenannten Patrioten sie nach Mainz eingeladen und ihnen das Nest sehr bequem gemacht hatten; — da waren etliche Fürsten Deutschlands, die hielten es für himmelschreiend, daß man den Erbfeind sich so ohne Weiteres auf ungerechte Kosten laße in's heilige deutsche Reich einlegen, und sie rückten mit ihren Heeren vor die Stadt, um die Franzosen heraus zu treiben. Das gieng aber so schnell nicht und den Soldaten der Reichsarmee ward darüber die Zeit lang, so daß Etliche sich selbst rantionierten, und, um Grund und Ursache gefragt, alles Ernstes erwiederten: „die Franzosen hätten wahrhaftig mit Kugeln geschoßen.“

Das that nun ein ehrlicher Vogelsberger, der unter den Hessen diente, nicht, wol aber schrieb er

an seine Mutter nach Haus, das Quartier sei schlecht, und mit Eßen und Trinken verderbe man sich den Magen auch nicht, man müße allzeit einige Därme wüste liegen laßen. Das jammerte denn die Mutter sehr, daß ihr lieber Sohn sollte neben schlechtem Quartier auch noch Hunger leiden, und sie nahm aus dem Beutel hinter dem Ofen eine gehörige Faust voll Hirse oder auch zwei, denn in einem rechten Hirsebrei muß der Löffel stehen, wie der Soldat im Glied, sagte keinem Menschen, was sie vor hatte, und kochte ihrem Christoph einen Hirsebrei, so steif und saftig, daß ihr selbst der Mund darnach wäßerte. Wie aber der Brei zum Ausschöpfen fertig war, da fiel ihr ein, denn eine gute Mutter denkt an Alles, daß ihr Christoph das Braune, das an den Rand des Kroppen sich anhänge, lieber eße als Zucker und Zimmet oder Schmalz darauf, und sie that den Brei in kein anderes Gefäß, sondern stellte ihn im Kröppchen ruhig zur Seite. Sie wußte, was sie thun wollte. Und als wieder Morgen ward, da hob sie das Kröppchen in ihre Kieze, legte einen Laib schwarzes Brod darauf, und wanderte ungesehen und unbeschrieen aus dem Dorfe. Sie stieg von den Bergen herab in die Ebene, sie durchwanderte mit rüstigen Schritten die Wetterau, Krieg und Kriegsgeschrei kümmerte sie nicht, der Donner der Kanonen, die ihre Geschoße in und aus der Stadt warfen, schreckte sie nicht. Sie fragte im Lager nach ihrem Christoph, und als man ihr sagte, daß er heute in die Laufgräben commandiert sei, so ließ sie sich in seine Baracke führen. Dort machte sie ein Feuer an, als ob sie allein hier zu gebieten hätte, und als der Christoph todtmüde und geschwärzt von Pulverdampf am Abend seine Ruhestätte

aufsuchte, da fand er sein Mütterlein, das mit einem dampfenden Hirsebrei seiner wartete, und zu ihm sagte: „Christoph, iß aus dem Kröppchen, der ganze braune Rand steckt noch drin.“

„Muttertreu
Ist täglich neu.“ .

VII.

Muttertreue.

„Kommt her und sehet, hier ist der Ort,
Nach dem gefraget mich euer Wort.
Hier wohnt verhüllt von Erd und Stein
Nun euer todtes Mütterlein.“

Da steht der Krieger lang uud schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.
Er steht und starrt zum theuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.
Wie schlöß ein Raum so eng und klein
Die Liebe einer Mutter ein?““

„Je lieber Kind, je schärfer Ruthe.“

Es hatte vor mehr als hundert Jahren ein armer Leinweber in einem kleinen Dorfe der Wetterau einen klugen Sohn. Der aß das Brod der Armuth in seines Vaters Hause mit Geduld; aber wo er ein Buch habhaft werden konnte, das las er und lernte ungeheißen und ungesehen soviel, daß man den Vater überredete, den

;ungen studieren zu laßen. So that er ihn denn in
ƺottes Namen auf die Schule nach Hanau, und der
ɔohn gedieh und brachte gute Zeugnisse mit heim.
lber gerade das „Heim“ konnte er nicht vergeßen, und
› oft er das Vaterhaus wieder gesehen hatte, und
lbschied nehmen sollte, dann gieng es an ein Weinen
nd Lamentieren, daß dem Vater das Herz dabei blutete
nd er mehr als einmal auf der Zunge hatte, zu sagen:
Bleib daheim und werde, was ich auch bin.“ — Aber
es Sohnes Heimweh und des Vaters Kummer dar-
ıber gefiel der Mutter übel, und als er wieder einmal
ınter Mühe war zum Haus hinaus persuadiert worden,
a begleitete sie ihn bis in den sogenannten „langen
Wald“. Dort schnitt sie sich einen Stock aus den Hecken
ınd indem ihr der Sohn die Hand zum Abschied reichte,
o ergriff sie ihn und prügelte ihn aus Leibeskräften
ɩurch, mit der Bemerkung: „So, jetzt gang hin, wirst
obald nicht wieder heim mögen!“ Aus dem Sohn ist
ɩernach ein tüchtiger Pfarrer geworden, und ich bin
ɡewiß, hätte er damals der Mutter ins Auge sehen
önnen auf dem Heimwege, er hätte Thränen darin ge-
ehen. Und doch war die Mutterliebe treuer denn die
Vaterliebe, „denn weiches Herz macht weiche Zucht.“

Ach, was ist es doch mit der Ruthe in Gottes
Hand noch ein viel wunderlicher Ding! Erst wenn wir
inmal ins Vaterauge im Himmel hineinsehen werden,
ɩann werden wir erkennen, daß alle seine Ruthen gar
ɡut gemeint gewesen, und werden uns der Trübsal
ühmen lernen, was uns hier so sauer vorkommt, wie
ɩort dem heimwehsiechen Schüler die Schläge von
Mutterhand!

VIII.

Der Mittagstisch.

„Du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit.“

Wie der liebe Gott Manchem den Tisch deckt, das gehört zu den Wundern, die wir täglich erleben, und doch nicht begreifen, obgleich wir's an den Vögeln unter dem Himmel lernen könnten. Emilie, die Tochter eines Landpfarrers, ward einst von ihrem Vater nach der zwei Stunden entfernten Stadt geschickt, um ein dringendes Geschäft zu besorgen, und beim Abschiede hatte der Vater dem Kinde einen halben Gulden in die Tasche gegeben, mit dem Bemerken, erst das Geschäft zu besorgen und dann in einem näher bezeichneten Gasthause ein Mittagsbrod zu eßen; denn Verwandte oder Bekannte, die das Kind hätten zu Tische laden können, hatte die Familie in der Stadt nicht. Wie Emilie aus dem Walde, der ihr Vaterdorf von der Landstraße trennte, heraus trat, so sieht sie in voller Eile eine Chaise daher fahren, und hört aus dem aufwirbelnden Staub einen lauten Schrei. Sie beeilt ihre Schritte und sieht einen Mann, der weinend neben seinem umgestürzten Schiebkarren steht und laut klagt, daß ihm

der unvorsichtige Kutscher seinen Karren mit Eiern umgeworfen habe. „Er habe", so jammerte der Mann, „diese Eier mit geborgtem Gelde zusammengekauft, um von dem Erlöse in der Stadt Brod für seine arme Familie mit heimzubringen und nun liege seine Hoffnung da und kein Gott könne ihm die Eier wieder ganz machen." — Das Kind tröstete den Mann, so gut es konnte, aber der stund händeringend neben den zerbrochenen Eiern und wollte sich nicht trösten laßen. Da griff Emilie in ihr Arbeitskörbchen und gab ihm den halben Gulden, dafür Brod zu kaufen, Gott und gute Leute würden wol weiter helfen. Der Kärrner nahm unter heißem Dank das Geldstück, und Emile gieng, froh im Herzen, ein gutes Werk gethan zu haben, weiter. Die Stadt war bald erreicht, aber das Geschäft so bald nicht ausgeführt. Der Kaufmann, dem ihr Auftrag galt, war abwesend, und wurde erst in zwei Stunden wieder zu Hause erwartet. Sie gieng darum in der Straße auf und ab, besah sich die Kaufläden, und bemerkte erst, als die Sommerhitze größer und die Straßen leer wurden, daß es Mittag sein müßte. Der Hunger meldete sich allmählich, und sie griff unwillkürlich in die Tasche, nach dem Gelde zu suchen; das aber hatte sie dem armen Kärrner gegeben und an sich nicht gedacht.

Müde und hungrig gieng das Mädchen durch das Thor, um in dem Schatten der Lindenallee sich auszuruhen; da fiel ihr Blick auf das offene Thor des Friedhofs und sie trat hinein. Die Trauerweiden und blühenden Sträucher, die liebende Hände auf die Gräber gepflanzt hatten, warfen einen einladenden Schatten auf die Hügel und unter eine solche Trauerweide, an dem

Fuße eines schönen Denksteins setzte sie sich nieder. Sie las die Inschrift; es war die Ruhestätte eines jungen Mädchens, und mit inniger Theilnahme schaute sie auf die schöne Gestalt, die der Künstler in halb erhabener Arbeit auf dem Steine angebracht hatte, wie sie sinnend mit herabhängenden Locken auf eine verwelkte Blume zu ihren Füßen schaut, während über ihr ein Schmetterling emporflattert. Das Kind verstund die Deutung des Bildes in der tiefsten Seele, und wie es sich nach seiner Tasche niederbückt, um die herabfallenden Thränen mit dem Taschentuche zu trocknen, da glänzt ihr etwas Helles aus dem Grase entgegen und es hebt zu seinem Erstaunen ein werthvolles Goldstück auf.

„Behalten und Speise kaufen?" O nein, dieser Gedanke war nicht der erste. „Wiedergeben dem Eigenthümer", das war der erste. Emilie sieht sich auf dem Kirchhofe um; da bemerkt sie auf einem entfernten Grabe einen Fremden, der gleich ihr die Inschrift an den Gräbern studiert, gewiß mit ähnlichen Gefühlen wie sie, denn die Gräber halten der Jugend wie dem Alter dieselbe Predigt. Sie geht auf den Fremden zu, reicht ihm das Goldstück und fragt ihn, ob er es verloren habe. Der Mann sieht theilnehmend ins freundliche Auge des Kindes und sagt dann: „Ja, meine Tochter, ich habe das Goldstück wirklich verloren, wahrscheinlich als ich mir das schöne Denkmal dort in meine Schreibtafel zeichnete; aber behalte es immerhin, ich kanns entbehren und wünschte gern Deine Ehrlichkeit zu belohnen." — „Aber ich bin nicht gewohnt, aus fremden Händen Gaben zu nehmen", sagte bescheiden das Mädchen, „nehmen Sie das Geld, ich kann's nicht behalten."

Der Fremde aber wurde mit der Gabe immer dringender und endlich sagte Emilie: „Nun so geben Sie mir etliche Groschen, denn ich habe Hunger und weiß nicht, woher ich Geld nehmen soll.“ — Mit Erstaunen sah der Femde das gutgekleidete Kind an, schüttelte den Kopf und sagte dann, indem er das Du plötzlich in Sie verwandelte: „Also fremd sind Sie hier und haben Hunger? Haben Sie die Güte, mich zu dem nahen Gasthofe zu begleiten, ich bin Vater von mehreren Kindern, älter als Sie sind, Sie können mir getrost folgen.“ Emilie besann sich einen Augenblick und dann folgte sie dem Fremden.

Als sie ihrem freundlichen Wirthe gegenüber saß, und der dem Kinde von seinen Kindern erzählte und nach Heimat und Vater und Mutter fragte und Emilie gesprächiger ward, da forschte er vorsichtig nach ihrer heutigen Anwesenheit auf dem Friedhofe und als er die einfache Wahrheit erfahren, da nahm er eine goldene Nadel von der Brust uud sagte: „Emilie, von dem Fremden nimmt man nicht gern Gaben, aber von dem Freunde verschmäht man ein Andenken nicht. Nimm das und hab Dank für die schöne Lebensstunde, die Du mir heute bereitet hast. Gott laß es Dir wolergehen auf Deinem Lebenswege.“

Emilie hat den Namen des Fremden nie erfahren, aber die Nadel hat sie noch, und denkt gerne an den Hunger, den sie namals gehabt, und an den Tisch, den ihr Gott so unvermuthet gedeckt hat.

IX.

Der Bergschäfer.

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore
Und überall ist es so still,
Das alte verfall'ne Gemäuer
Durchklett'r ich, wie ich nur will.

Hier neben lag ein Keller
So voll von köstlichem Wein,
Nun steiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllet zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gaben
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

1.

Wo mag überall im lieben Deutschland der Baum gehauen sein, der mit seinen Lichtern auf diese Erzählung herabfällt, die auch ein kleines Bild der großen Gabe sein soll: Euch ist heute der Heiland geboren? Welches Kind fragt nicht, wo der Weihnachtsbaum herkomme, welches schaut nicht nach den waldigen Bergen seiner Heimat, wenn Christtag naht und alle Bäume ihren Schmuck verloren haben, und nur der Tannenbaum mit seinen treuen Blättern noch in dem alten grünen Kleide steht? Das weihnachtfrohe Kind meint, der Boden selbst, darauf das Christbäumchen steht, müße ein heiliger Grund sein, und fragt und forscht, was für Sagen zwischen den Tannenbäumen spielen, und ob nicht etwas herüberklinge aus der Zeit, da der Heiland geboren ward oder aus der, da die Ritter auf den Bergen hausten und die Schlößer bauten, zwischen deren Gemäuer nun die Christbäume wachsen?

Und je näher nun das Christfest kommt und je länger die Abende werden und je verlangender den Kindern das Herz klopft nach den Gaben des Weihnachtsabends, desto mehr fragen sie nach Erzählungen, Märchen und Sagen, die zwischen den Tannenbäumen auf den Höhen ihre Wohnung haben und möchten damit die Zeit des Wartens sich kürzen.

Und wo ist denn eine Stelle im Vaterlande, wo die Christbäume nicht wachsen und wo die Berge mit ihren Wäldern und ihren Schlößern und Ruinen darauf nichts erzählten? Am Rhein wie am Neckar, an der Donau wie an der Elbe, gibt's überall Plätze, die reich an Sagen sind, und wo die rechten Erzähler auch gar

zu gerne die rechten Hörer finden, zumal aus der Kinderwelt, wenn draußen der Schnee liegt und der Wind durch die Weihnachtsbäume rauscht. Das weiß ich aus eigener Erfahrung, da ich selbst noch ein Kind war, und die Entdeckungsreisen durch das Gemäuer der alten Burg meiner Heimat machte und, von innerem Schauer ergriffen, in die Erdhöhle hineinsah, die das Volk „der wilden Frauen Haus“ nannte, oder mir wiederholt erzählen ließ, wie groß die Schlange gewesen sei, die in dem „Drachenloch“ gewohnt.

Und weil ich weiß, daß das Kindesohr lauscht auf der Väter Sitte, Sang und Sage, und weil ich möchte, daß es diese heimatlichen Klänge lieb behielte, und neben dem vielen Neuen, das die Zeit bietet, das Alte aus der lieben Heimat nicht vergäße; so will ich selber ein Geschichtchen erzählen aus meiner Nähe und zwar von dem Berge, davon jährlich mein Christbaum herabgeholt wird. Er wächst aber auf dem Glauberg, und zwar zwischen Mauerwerk und Steintrümmer, und wenn man auftritt mit festem Fuß, so klingt es unter den Füßen, und die Leute sagen, da drunten seien große Keller von einem alten Schloße, das einst hier oben gestanden, und in den Kellern liege alter, alter Wein, daß er längst der Fäßer entbehren könne, er liege in seiner eigenen Haut und sei dick wie Oel, und wenn ein Alter ihn trinke, so werde sein Angesicht glänzend und seine Gestalt wie eine Jünglingsgestalt. Und fragt man, woher man das wiße und wer da unten gewesen sei und den Wein in seiner eigenen Haut gesehen habe, dann sagt man, es sei einst vor grauen Jahren ein Männlein in's Dorf gekommen, das am Fuße des Glaubergs liegt, das sei gar sonderbar und altmodisch ge-

kleidet gewesen, und habe einen blauen und einen rothen Strumpf angehabt, und der habe den Leuten erzählt von dem Keller und dem Wein. Item, in dem Dörflein hat sich das Männlein nicht lange verweilt, sondern ist nur so durchgegangen, etwa wie ein Bettler, der nach dem Bettelvogt umschaut und kehrt nur immer im zehnten Haus ein. Das Dorf aber heißt, wie der Berg selbst, Glauberg.

Es liegt aber der Glauberg auf der letzten Hügelreihe, die vom Vogelsberg aus in die Wetterau streicht; jetzt ist er auf der Landkarte zu suchen im Großherzogthum Hessen, ehemals mußte man ihn an der Grenze des Reichsforstes suchen, wenn man anders damals Landkarten hatte, als der heilige Sturmius, der Gehülfe des Bonifacius, durch den buchonischen Wald, das war eben der Reichsforst, zog, um einen Platz für ein Kloster zu suchen. Er fand den ganzen weiten Wald unbewohnt, nur einmal begegnete er einem Haufen Sclaven, die in der Fulda badeten, und ihn und sein Thier erschreckten. Und als er tiefer in die Wildnis eindrang, geschreckt durch die Menge der wilden Thiere, und nichts sahe, als ungeheure Bäume und Bäche und Sümpfe, da entfiel ihm fast der Muth und er sehnte sich nach einem Menschenangesicht in der Wildnis. So hatte er eines Abends, da die Sonne untergieng, seinem Esel einen Zaun von Reisig gemacht, damit ihn die Wölfe nicht zerrißen, und sich dann gläubig in den Schutz Gottes befohlen; da hörte er in der Ferne ein Geräusch, als wenn ein Thier durch's Waßer gehe. Er stund erschrocken auf, und um sich zu vergewißern, ob Thier oder Mensch in seiner Nähe sei, schlug er mehrmals mit der Axt an einen hohlen Baum. Da nahten sich

ihm Tritte, und zu seinem freudigen Erstaunen erkannte er einen Mann, der ein Pferd am Zügel führte. Der Mann sagte ihm, er sei unfern der Straße, die man Orteswecа (Ortesweg) heiße, er komme aus der Wetterau und führe das Pferd seines Herrn, wohin, das wird nicht gesagt; aber daß sein Herr Ortes heiße, das erzählte der Knecht. Beide Wanderer blieben unter Gottes Schutz die Nacht über zusammen, und als sie sich am Morgen getrennt hatten, da fand Sturmius den Ort, wo nachher das Kloster Fulda gebaut wurde.

So sahe es also im Reichsforst, dem buchonischen Walde, aus, darin auch der Glauberg lag. Jetzt freilich ist es anders darin, und auch der Name ist ein anderer geworden; er heißt jetzt der Vogelsberg. Die Wälder sind gelichtet, schöne Dörfer liegen in den Gründen, Heerden weiden auf den Höhen, und aus den Wäldern, die noch stehen und die Berge krönen, kommen die Quellen herab und werden zu Bächlein, und die durchströmen das angebaute Hügelland, und Niemand sieht es den friedlichen Wäßerlein an, daß sie ehemals die Thäler versumpften und zwischen riesengroßen Eichen und Linden das Elenn, oder der Alce, wie die alten Deutschen diese Hirschgattung nannten, mit dem Auerochsen oder Wisant um die Weide stritt.

Wo nun zwei dieser Bergflüßchen, der Niddorn und die Semena, jetzt Nidder und Seemen geheißen, aus dem Reichsforst heraustreten in die Ebene, da bespühlen sie erst den Berg, der Glauberg heißt. Der schaut also hinab in zwei blühende Thäler; und wenn man aus den Thälern hinaufsieht zu der waldigen Kuppe des Glaubergs, dann zieht es einen gar traulich hinauf in den Schatten der Laubbäume und zwischen die Tan=

nen, die seinen Gipfel begrünen. Laß uns zusammen hinaufsteigen und uns auf das weiche Moos da oben lagern, oder auf die Steinbank setzen, die aus Mauertrümmern dort zwischen den Fichten erbaut ist; von da ist die Aussicht gar weit und labend. Gute Geister gehen hier oben um zwischen den seltenen Bergblumen, und erzählen dem Fremden von des Berges Geschichte; laß uns hören, was sie uns vertrauen. Durch die Gipfel der Tannen rauscht es in gar heimlicher Weise und die Amsel singt aus den Büschen in vollen Tönen das Abendlied.

Ungefähr in der Mitte zwischen dem Gipfel des Glaubergs und dem Dorfe an seinem Fuße liegt der Glaubergsborn. Der ist gefaßt in ein sauber Brunnenstüblein und sein Waßer hat Frische und Wohlgeschmack und wird noch jetzt von den Kranken begehrt. Bis dahin gieng ehemals das Dorf, jetzt liegt es viel weiter unten, und noch weiter hinauf soll die Stadt gegangen sein, denn die Sage begnügt sich nicht mit einem so kleinen Namen. Hier am Glaubergsborn lag, ein Menschenalter nach dem dreißigjährigen Kriege, ein kleines Häuschen, als das letzte im Dorfe, und in ihm wohnte der Schäfer-Kaspar mit seiner einzigen Tochter Elsbeth. Das Häuschen war eins der wenigen, die verschont geblieben waren, als heute der Schwede und morgen der Kroate sich um die Dörfer und die letzte Habe der armen Bauern stritt; Muthwill und Grausamkeit im Bunde hetzten das arme Volk wie eine Heerde, vom Wolf gescheucht, und der Schäfer-Kaspar hatte, auf den Tod geprügelt, froh sein müßen, das nackte Leben im Walde zu bergen. Sein Blick fiel von da aus auf die brennenden Dörfer rings umher;

bis in seinen Schlupfwinkel drang das Wehegeschrei der geängstigten Leute, die im Dorfe geblieben waren, um wo möglich einen Theil ihrer Habe zu retten. Vergebliche Hoffnung; mochten die armen Bauern bleiben oder gehen, es blieb ihnen kein Schaf im Stall und kein Huhn im Hofe. War dazu die Hofraithe niedergebrannt, was feßelte sie an die Heimat? Zum Wiederaufbauen war nicht Zeit und Geld vorhanden, zum Säen fehlte es an Zugvieh und Saatfrucht; lieber nahm der Hausvater den Wanderstab und zog aus, sich eine neue Heimat zu suchen und eine Stätte des Friedens. Unter Weges zerstreuten sich die Kinder, die Söhne folgten der Kriegstrommel, die Töchter verkamen in Sünd und Schande, und als der heißersehnte Friede endlich kam, da hatte so ein Dorf kaum den dritten Theil seiner Bewohner mehr. Der Schäfer-Kaspar war hübsch in der Nähe seines Häuschens geblieben, denn er hieng an dem väterlichen Erbe und nicht minder an einem Mägdlein dort drüben über dem Walde, und das dachte er zu freien, wenn Friede würde. Und wie nun Friede ward und die Kirchenglocken wieder läuteten, die man nicht gestohlen hatte, da zog in das Häuschen am Glaubergsborn des Schäfer-Kaspars Hausfrau ein, und sie lebten zusammen in glücklicher Ehe, obgleich Schmalhans Küchenmeister bei ihnen war, und die Schafe erst allmählich wieder wachsen mußten, die sie hüteten. Aber wie die Heerde wuchs, so wuchs auch das Brod im Hause, und als die Elsbeth, ihre einzige Tochter, so groß war, daß sie Schlehen von Äpfeln unterscheiden konnte, da gefiel es ihr gar gut in dem kleinen Haus der Eltern und auf dem Berge neben dem Born und unter den Hecken von wilden

Rosen, zwischen denen die Erdbeeren reiften, und noch beßer droben auf dem Berge zwischen dem alten Mauerwerk, von wo man weithin schauen konnte über alle Höhen weg in die fernen blauen Berge hinein.

Wenn man jetzt an dem Born vorüber auf die Höhe will, dann muß man sorgsam den Fußpfad wahren, der zwischen Fruchtfeldern hindurchführt; das war aber damals nicht nöthig. Nie hatte ein Pflug diesen Boden berührt; dichtes Gestrüpp wucherte um den ganzen Berg her, der Wald gieng in breiten Streifen von der Höhe herab in's Thal und schloß das Dorf von allen Seiten ein, und nur hier und da sah man eine Fläche bebauten Landes im Thal und zwischen Gebüsch und Wald an der Nidder die Wiesen.

Da hatte denn der Schäfer-Kaspar die Wahl, ob er drunten im Thal weiden wollte oder droben auf dem Berge. Seit aber sein Weib ihm gestorben war, die Elsbeth war damals achtzehn Jahre alt, da hütete er viel lieber droben auf dem Berge; er konnte von da hinab sehen mitten in's Dorf, wo neben der Kirche sein Liebstes ruhte, und er kam sich da oben dem Himmel näher vor denn da unten, denn er fühlte Heimweh nach der Heimgegangenen.

Wie er nun einmal da oben hütete, es war an einem warmen Sommertag, und die Gegend im Sonnenglanze unter ihm lag und die Lerchen jubelnd über ihm aufstiegen, da kam aus dem Walde herab ein Fremder auf ihn zu und fragte ihn nach dem Berge und was Alles auf ihm geschehen sei, und ließ sich erzählen, was der Schäfer wußte und nickte dazu oft mit dem Kopfe, als wiße er selbst die Wahrheit und wolle sie nur von dem Schäfer bestätigt haben. Und das that

der Fremde nicht einmal, sondern von da an alle Tage, schier etliche Wochen lang, und der Schäfer ward endlich des Erzählens müde, denn die Geschichten vom Berge nahmen auch ein Ende. Aber der Fremde wurde nicht müde; er bat und bat den Schäfer, wie das Kind die Mutter bittet um das oft gehörte Märlein. Und wenn Elsbeth dem Vater die Mittagssuppe brachte, dann bat er auch die, zu erzählen, und aus ihrem Munde schien der Jüngling die Geschichten vom Glauberg noch lieber zu hören.

Das war etliche Wochen so gegangen, da fragte der Schäfer einmal den Fremden: „Aber wo seid Ihr denn eigentlich her und wo wollt Ihr von hieraus hin?“ „„Ich bin nirgends her““, sagte der Fremde, und „„will auch nirgends hin denn hieher. Hier will ich bleiben, so lange Gott will und habe mir darum droben auf dem Berge eine Hütte gebaut und lebe von dem, was der Wald bringt, und hungert mich einmal nach Brod, so gehe ich hinab in's Dorf und hole mir Vorrath auf viele Tage.““ Der Schäfer schüttelte den Kopf und sagte: „das geht, so lange der Berg Beeren trägt und die Lerchen singen, und so lange der Beutel Geld hat, wenn aber das Alles aufhört und der Winter kommt, was dann?“ „„Dann wird weiter Rath werden““, sagte der Fremde, „„dann quartiere ich mich in's Dorf und steige täglich hinauf zu meinem Berge, denn mein ist der Berg und keines Andern, und ich habe mich aus der Ferne längst nach ihm gesehnt.““

Der Schäfer sagte nichts dazu, aber bei sich selbst dachte er: mit dem ist's im Oberstübchen nicht richtig; doch sprach er gerne mit dem sonderbaren Menschen, der sich Herr vom Glauberg nannte, und wenn er ihn

einmal einen Tag lang nicht zu Gesicht bekam, dann that es ihm leid. So waren auch einmal drei Tage vergangen und der Fremde war nicht zur Heerde gekommen, und der Schäfer schaute vergeblich nach ihm aus, und die Elsbeth fragte vergeblich, wo der Lederwams sei, — so nannte sie ihn, weil er ein ledernes Koller trug. Der Vater wußte es nicht und das Mädchen gieng sinnend heim.

Wie sie an dem Glaubergsborn vorbeigieng, da blieb sie stehen und schaute sinnend in die Quelle hinein, wie sie aufsprudelte, und es war ihr, als sähe sie das Bild des fremden Jünglings auf dem Waßerspiegel, aber so blaß und krank, so welk und mitleiderregend, daß ihr das Herz dabei klopfte. Sie brach eine Gänseblume, die neben der Quelle stund, und indem sie ein Blättchen nach dem andern abzupfte, da sagte sie vor sich hin: „Soll ich oder soll ich nicht?“ Und wie das letzte „Soll ich“ bedeutete, da lenkte sie langsam den Schritt wieder zum Berge empor. Sie betrat den Wald, aber jetzt an der steilsten Seite. Da wo der Wall der alten Burg wohl sechszig und mehr Fuß senkrecht in die Höhe stieg, da kletterte sie empor, hielt sich am Gesträuch fest und stund tief athemholend endlich auf der Höhe zwischen den niedrigen Mauern. „Wo werd ich ihn finden?“ sagte sie dann vor sich hin, „und wird es auch recht sein, daß ich ihn suche? Aber er ist ja verlaßen und krank, die Quelle hat mir sein Bild gezeigt blaß und krank, und sicher hat darum Phylax gestern Abend so geheult nach dem Berg hinauf, das bedeutet Wehe und Leid. Aber wo nur die Hütte sein mag, die er sich erbaut hat, wie er neulich sagte, und wo er die Sonne kann aufgehen sehen? Sicher steht

sie neben dem Teich, damit er den Trunk nahe hat. Dorthin willst du gehen."

Und leise spähend mit klopfendem Herzen gieng das Mädchen dem Gebüsche zu, das den Teich umgab. Alles war still; das Waßer lag klar und beschattet von den Bäumen vor ihr, nur leise schlüpfte ein kleines Waßerhuhn über die Fläche dahin und verbarg sich unter den überhängenden Sträuchern. Dort drüben am andern Ende, däuchte ihr, war das Gebüsch dunkler und dichter, das konnte die Hütte sein. Sie schlich behutsam um den Teich her und öffnete das Gebüsch. Sie stund vor der Hütte. Sie war kunstreich aus Laubwerk zusammengeflochten, so daß sie gegen Sonne und Regen hinlänglich schützte und der Eingang sah nach Osten, von dem Teich abgewendet. Ein Blick hinein überzeugte sie, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen. Da lag der Jüngling, blaß und krank, wie sie ihn in der Quelle gesehen hatte, auf einem Lager von Moos. Sie rief ihn an, aber er gab keine Antwort; sie fragte mit der Stimme des tiefsten Mitleids, ob er Hülfe wünsche, aber sein Mund blieb geschloßen; sie berührte endlich seine Hand, die war kalt. „Ach Gott, er ist todt", rief sie aus und kniete neben ihn nieder, „und ist weit von hier und hat Niemand, der um ihn weint!" Und ihre Thränen rannen selbst auf das blaße, kranke Gesicht. Da schien es ihr, als wenn, geweckt von dem warmen Quell ihrer Augen, ein kleines, mattes Zeichen des Lebens über die blaßen Wangen schwebe, und in fliegender Eile stürzte sie über Gebüsch und Mauertrümmer hinab, dem Vater entgegen, und theilte ihm in abgebrochenen Worten ihre Entdeckung mit. „Vater",

sagte sie, „geht hinauf, in der Hütte neben dem Teich liegt der Lederwams und ist krank auf den Tod.“

Der Vater hieß sie der Heerde warten und stieg bedächtig den Berg hinauf. Es schien dem ängstlichen Mädchen eine Ewigkeit, bis er endlich erschien. Sie sah ihn vorsichtig an dem Walle herabgleiten, auf seiner starken Schulter den Kranken; sie sahe, wie er keuchend unter der Last den nächsten Weg zu dem Häuschen am Born einschlug und dann bald auf's Neue in den Wald zurückkehrte. Mit der Tasche und dem Reisestock und dem kurzen Schwert des Fremden sahe sie ihn aus dem Walde zurückkehren; aber neue Hoffnung gewann sie erst, als sie in der andern Hand des Vaters einen Strauß Kräuter sah; denn der Vater kannte die Heilkräuter alle, die auf dem Berge wuchsen, und wenn er an Heilmittel dachte, so war noch Leben in dem Todtgeglaubten. Und Elsbeth weinte vor Freude und betete aus Herzensgrund für des Fremden Leben.

Und der Jüngling war kein Fremder mehr, seit er die Pflege im Hause des Schäfer-Kaspar empfieng; unter der treuen Pflege von Vater und Tochter genas er schnell, und als er zum ersten Male wieder den Berg bestiegen hatte, um nach seiner Hütte zu sehen, da sagte er: „Vater Kaspar, das Laubwerk um meine Hütte her ist gelb geworden, es ist still im Walde und die Vögel ziehen fort, dahin, wo es wärmer ist denn hier. Mich friert auch, wenn ich denke, ich müßte da oben wintern, nehmt mich auf in euer Haus und gebt mir eure Elsbeth zum Weibe, ich will euch lieben als ein Sohn und euch dienen als ein Knecht. Ich bin weit von hier und habe nicht Vater und Mutter mehr und des Wanderns bin ich müde, seit ich euch gefunden und die Els=

beth. Zumal hat mir's der Berg da oben angethan und ich kann nicht fort von hier, warum, das will ich euch sagen, wenn die Elsbeth mein ist. Die Kräuter, die der Boden da oben trägt, haben mich mit Gottes Hülfe gesund gemacht, und wenn irgendwo auf Erden, so macht euch noch der Berg da oben mit dem, was er in sich hat und trägt, glücklich, und Alle die mit, die mein sind."

„Warum", fragte forschend der Schäfer, „habet Ihr vielleicht etwas gesehen, seit Ihr da oben hauset?"

„Was ich gesehen habe, Vater", sagte der Jüngling, „das Alles zu schildern ist mir ganz unmöglich. Großes hab ich erwartet, denn wenn auch weit her, ist mir doch der Glauberg nicht fremd, und meine Mutter hat mir von ihm erzählt, seit ich verstehe was in der Welt geschehen ist. Hier oben ist viel geschehen, und auch an meinem Geschlecht, denn meine Familie stammt von dem Glauberge. Wir heißen: „vom Berge", und ich, der letzte meines Stammes: Arnold vom Berge, bin hierher gekommen, um mein Erbe zu suchen, das da oben liegt. Ich weiß Alles, was hier oben geschehen ist, denn es ist mir oft erzählt worden, und auch die Spangen und güldenen Kleinodien und die Münzen und der Weiber-Schmuck, die Ringe und Halsbänder, die da oben vergraben wurden, als die Burg fiel, die könnt ich euch Stück für Stück aufzählen, denn sie waren alle auf vergilbtem Pergament verzeichnet, das in des Vaters eisernem Schrein lag. Der Schrein ist zerschlagen, die Pergamente sind verbrannt, das Haus meiner Väter hat der Krieg bis auf den Grund zerstört, ich habe nichts, als dieses Schwert, das ich mein nenne. Das habe ich denn getragen in verschie-

dener Herrn Dienst; nun bin ich es müde, ich will lieber Schäfer sein als der letzte Derer vom Berge hier, wo meine Väter einst wohnten, als ein Söldner um Kriegslohn. Find ich den Glaubergsschatz, dann ist mir und euch geholfen; find ich ihn nicht, dann hab ich wenigstens bei Euch ein ehrliches Stück Brod und ein lieb Eheweib gefunden. Gebet mir, Vater, die Elsbeth, es soll euch nicht reuen."

Und der Schäfer=Kaspar gab sein einzig Kind dem Fremden auf Treu und Glauben, und es hat den Schäfer nie gereut. Von da an hieß der Fremde im Orte der „Bergschäfer"; von ihm und seiner Heimat und seiner Hoffnung und seiner Liebe zum Glauberge aber wußte Niemand im Orte. Das Alles blieb Geheimnis seines Hauses. Das Schwert und die Reisetasche sammt dem ledernen Koller ward in die Kiste gelegt und verschloßen; dafür nahm er den Schäferstab in die Hand und trug ein Kleid von Wolle und Linnen, Beiderwolle genannt, wie es die Elsbeth ihm zur Winterzeit gesponnen.

Was brachten diese Wintertage, wo die Heerde nicht ausgeführt werden konnte, und die Winterabende, wo die Elsbeth spann und die Männer Wolle kammten und haspelten, den drei Menschenherzen, die dort im Häuschen am Glaubergsborn wohnten, eine so glückliche Zeit! Da strömte es über aus dem Munde des Arnold von Schilderungen seines früheren bewegten Lebens und von seinen Hoffnungen von der Zukunft! Denn abgeschloßen hatte der junge Mann noch nicht mit der Außenwelt, seine jetzige Stellung kam ihm nur wie eine Zeit der Sammlung vor auf eine spätere glücklichere Laufbahn, und alle seine Entwürfe hiengen

sonderbarer Weise mit dem Glauberg zusammen. Mit Wolgefallen hörte Elsbeth auf die Rede ihres Mannes, und seine lebhaften Schilderungen thaten ihr eine ganz neue Welt auf, und sie glaubte, was ihr Arnold hoffte. Anders dachte freilich der Schäfer-Kaspar; wol lauschte er, wenn sein Eidam von dem Erbe seiner Väter erzählte, das da oben im Berge ruhen sollte, und nur auf die Stunde der Erhebung harre; aber er hatte seit seiner Kindheit so viel vergebliche Hoffnungen, die sich alle auf den Berg und seine heimlichen Schätze bezogen, erfahren; er hatte so Manchen bei Nacht und Nebel mit Laterne und Wünschelruthe hinaufschleichen sehen, hatte auch selbst in jungen Jahren dem Schatzgraben da oben beigewohnt und hatte nie gehört, daß Einer etwas gefunden hätte, was der Aufbewahrung werth gewesen wäre. Ein Heidenköpfchen*) hatte er selber dann und wann da oben gefunden, oder ein Regenbogenschüsselchen, eine Pfeilspitze oder einen Henkeltopf, aber dabei war es geblieben. „Thu gemach, Arnold“, sagte er dann wol, „die Hoffnung ist ein schön Blumengärtlein, aber es fällt über Nacht Schnee hinein. Einer unseres Stammes hat das auch von dem Berge da oben erfahren müßen, und nichts davon getragen als einen lahmen Fuß und ein ungenügsam Herz.“

„Es war aber der Schäfer-Ulrich auch so ein junger Ehemann wie du bist, Arnold, und sein Weib hat auch Elsbeth geheißen und wohnten die Beiden auch

---

*) Heidenköpfchen werden von dem Volke die römischen Münzen, und Regenbogenschüsselchen die wahrscheinlich celtischen Münzen von hohem Alter genannt, die ein sehr rohes Gepräge und fast die Form eines Schüsselchens haben.

hier am Born und gieng ihnen lang gut. Aber es träumte ihnen von nichts als von dem Glaubergsschatz. Nun geschah's, daß der Ulrich einmal die Heerde auf den Berg trieb, und wie er vor sich hin sahe, so wuchs vor ihm eine Blume, die er noch nie gesehen hatte; weiß wie lauteres Silber waren die Glöcklein der Blume und die saßen reihenweise an dem Stengel und ihr Geruch war weithin fühlbar. Der Schäfer bückte sich an die Erde und betrachtete die Blume, und dann dachte er sie seiner Elsbeth mit heim zu nehmen, und er brach sie ab und steckte sie auf seinen Hut. Da kam es ihm vor, als würde die Blume auf einmal so schwer; und wie er zusahe, so hatte sie sich in einen Schlüssel verwandelt, und wie er wieder zusahe, so war da im Berg eine Thüre, die er nie vorher gesehen hatte und er probte den Schlüssel und die Thüre gieng auf. Anfangs kam ihm die Höhle ganz dunkel vor, aber allmählich schimmerte ihm aus der Ferne ein Licht entgegen. Er faßte sich ein Herz und schritt auf das Licht zu. Da that sich vor seinen erstaunten Blicken eine weite Halle auf, und in derselben lagen Haufen von glänzendem Golde, und er griff begierig zu und füllte die Taschen seines Schäferrocks und den Hut und eilte dem Ausgang zu. Da rief ihm eine Stimme zu: „„Ulrich, vergieß das Beste nicht!““ — Da meinte der Schäfer, der gute Geist, der die Schätze hütete, wolle ihn ermuntern, einen tieferen Griff zu thun und er kehrte noch einmal um und nahm auch die Hände noch voll, denn in die Taschen gieng gar nichts mehr. Da rief dieselbe Stimme: „„Ulrich, vergiß das Beste nicht!““ Jetzt ergriff den Schäfer ein jäher Schreck, er rannte wie besessen durch den dunkeln Gang dem hellen Tag

entgegen, der durch die Thüre schien, und wie er den Fuß auf die Schwelle setzt, so schlägt die Thüre hinter ihm zu, daß der Berg dröhnt und trifft ihm die Ferse, daß er lahm ist auf sein Lebtage. Anfangs achtete er des lahmen Fußes nichts; er hatte ja mit seiner Elsbeth genug zu leben; aber das Geld verderbt Beiden das Herz und schrie nach mehr und gieng endlich aus, denn auch der Teich auf dem Berge droben ist auszuschöpfen, ob er gleich wie ein Trichter sein soll, der tief in des Berges Eingeweide hinabgeht. Und nun hinkte der Ulrich und sein Weib Tag und Nacht um den Berg hin und suchten die Blume oder den Eingang zum Berge, und erfuhren nun erst zu ihrem Kummer, daß der Ulrich das Beste, „den Schlüssel", vergessen hatte. Item, ich meine, beßer ein gesunder Schäfer, als ein lahmer Hungerleider."

„So mein ich's auch, Vater", sagte der Arnold, „und ich will auch weder von bösen noch von guten Geistern eine Thüre in den Berg aufgethan haben, sondern ich will, daß mein Gott, der mich bis dahin getreulich geführt und mich die Heimat meiner Vorfahren und in ihr ein lieb Eheweib hat finden laßen, mir die Stelle zeige, wo meine Habe liegt. Bis ich sie gefunden habe, da genügt mir ja das Brod, das mir über der Erde wächst, und mein Gott hat es mir gereicht aus meiner Elsbeth Hand, und die ist auch so eine Blume mit Silberglöcklein und ich begehre gar nicht, daß sie zum Schlüssel wird, der mir goldene Schätze aufthut. Denn wer weiß, ob nicht solche Goldhaufen, in denen man wühlen darf, nur ein Blendwerk des Bösen sind, der gerne solche Haufen eiteln Geldes gibt für eine Menschenseele, die dem HErrn gehört."

„Denn hört nur, was ich neulich vernommen von des höllischen Feindes List. Der Schäfer von Stockheim hat es mir erzählt, als ich mit ihm hütete an der Grenze, er drüben, ich hüben. Der hat erzählt, es sei so gar lange nicht her, da sei zum Tanz in Stockheim jedes Jahr ein Fremder erschienen, von gar sonderbarer alter Tracht, aber feinen Manieren. Der habe sich unter die Tänzer gemischt und den Mägdlein schön gethan; aber da er sittig und von angenehmen Manieren gewesen, so hätte das Frauenvolk sein Wohlgefallen an ihm gehabt; aber mit dem Kehraus sei er jedesmal verschwunden. Den Mägdlein aber wäre das ganze Jahr hindurch so ein Bangen nach ihm gewesen, und wenn wieder die Geigen gestimmt wurden, so hätten sie nach ihm ausgeschaut, und richtig, er wäre wieder gekommen, und das so fort viele, viele Jahre. Nun sei unter den Burschen zu Stockheim einer gewesen, den habe der Beifall des Fremden geärgert, und als er beim Kehraus wieder davon gewollt, es war just um Mitternacht, da habe er zu ihm gesagt: Gefällt's dem Herrn, so thu ich ihn begleiten, ich möchte gern sehen, wo er zu Hause ist. Der Fremde hat darob freundlich gelächelt und ihn mitgehen heißen. Und sie sind unter allerlei kurzweiligen Gesprächen auf den Glauberg gestiegen, und wie sie oben sind, so stampft der Fremde dreimal mit dem Fuße auf den Boden; der thut sich auf, und der Bursche sieht zu seinem Entsetzen in einen tiefen Brunnen, aus dem die Flammen empor schlagen. Da ist ihm ein Grauen angekommen und er hat davon gewollt, aber der Fremde hat ihn gefaßt an der Hand und hinabzuziehen gesucht. Der Bursche aber muß listig gewesen sein; er faßt statt der Hand den

Handschuh des Fremden, der gleitet jählings hinab und läßt seinen Handschuh in des Burschen Hand. Seitdem ist der Tanzgast nicht mehr nach Stockheim gekommen, und den Handschuh haben sie unter einen Holunderstrauch vergraben, da wächst bis heute noch kein Gras."

2.

Unter Arbeiten und Beten und unter Hoffnung auf eine noch beßere Zukunft giengen den stillen Menschen dort in der Hütte am Berge die Jahre dahin, eine ganze Reihe von Jahren. Mochten drüben am Rhein die Franzosen das Land verwüsten und die Leute ängstigen, bis hierher drang das Kriegsgeschrei nicht, und nur die schauerlichen Kriegsgerüchte, die dann und wann in das Häuschen kamen, entsetzten die Elsbeth, ließen den Schäfer-Kaspar die Hände zum Gebet falten, und trieben dem Arnold das Blut in die Wangen. Er sprach in solchen Stunden wenig, aber der Geist seiner Jugendjahre kam dann über ihn; er ballte die Fäuste und murmelte vor sich hin: „O könnt ich, wie ich möchte, ich wollte euch Räubern das Handwerk legen! Habt ohnedieß bei mir noch Manches im Salz von Alters her!" Waren es diese trüben Botschaften an des Reiches Grenze, oder war es, daß Arnold über die Jünglingsjahre hinüber war, er ward ernst und ernster, und während der Alte meist daheim bleiben mußte, weil ihn die Jahre anfiengen zu drücken, trieb Arnold allein die Heerde aus; und dann stund er und sahe in

den Wald hinein, sinnend und seufzend, als wolle er stündlich die Blume mit den weißen Glocken erspähen oder einen guten Geist erwarten, der ihm die Stelle sage, wo sein Erbtheil ruhe. Von da schweifte sein Blick hinüber über die Berge nach jenen Höhen, an denen der Rhein vorüber fluthet, und er seufzte wieder. Aus dem frohen Jüngling, dem die Welt zu weit war, darum suchte er die Stille des Glaubergs, war ein sinnender Mann geworden, der von Tag zu Tag mehr bei sich überlegte, ob er nicht vielleicht zu viel gehofft und seinem guten Stern zu fest vertraut habe.

Aber es gab noch ein Band, das ihn an sein Haus und an die neue Heimat knüpfte, das war sein Sohn Leupold, der einzige, den ihm Elsbeth geboren. Es war der Leupold sein Abbild an Leib und Seele, nur Alles in kleinerem Maßstabe. Aber dieselbe Raschheit, mit der der Vater als Jüngling aufgetreten war, mit der er geliebet und gehofft hatte, erfüllte auch den Knaben. Auch ihm war der Glauberg die liebste Stelle auf Erden, und Tage lang konnte er auf ihm umher schweifen, und wenn der Vater von dem Berge und seiner Geschichte erzählte, dann vergaß der Knabe Speise und Trank. Nicht der Waldschatten und die herrliche Aussicht, nicht die Blumen und die Trümmer genügten ihm, er wünschte sich ein Bergmann zu sein, um mit Haue und Grubenlicht in die Tiefe fahren zu können. Denn da unten mußten Wunderdinge liegen, so deuteten es alle Sagen, die er begierig erlernte. Mehr als einmal fand ihn sein Vater mit einer kleinen Schaufel den Boden umwühlen nach erträumten Schätzen. „Siehe, Vater“, rief er einst glühend von Anstrengung und Eifer, „siehe, was ich gefunden! Wo dieses gelegen,

muß mehr liegen!“ Und er reichte seinem Vater einen Hammer von Stein.

Arnold besahe lächelnd das schöne Alterthum von blauem, glattem Stein mit der künstlichen Öffnung in der Mitte, und sagte ruhig: „Der Steinhammer ist ein Donnerkeil; *) aber wo der sich findet, da liegt nicht Gold noch Silber, höchstens eine Spange von Kupfer oder eine Nadel, das Thierfell zusammen zu heften, das der Alte, der den Steinhammer führte, trug.“

„Und wann war das, Vater?“ fragte schnell Leupold.

„Vielleicht lange vorher“, sagte Arnold, „ehe unser Heiland geboren wurde.“

„Und da lebten hier schon Menschen und verloren ihre Steinhämmer hier oben auf dem Glauberg?“

„So scheint es, Leupold; denn wenn du am Rand des Berges hingehest, so siehst du rings herum einen kleinen Damm von Steinen und Erde; der ist wol der erste Anbau des Berges gewesen, in einer Zeit, da man noch nicht Schlößer baute mit Wall und Graben. Zur Vertheidigung diente auch wol der Wall nur im Nothfall; er umschloß vielmehr der alten Deutschen Heiligthümer. Sie hatten nicht Bilder von Stein, sondern ihre Götter wohnten nach ihrem Glauben un=

---

*) Donnerkeile werden die Steinwaffen von dem Volke genannt, weil man meint, mit jedem einschlagenden Blitze fahre ein solcher herab, und die schon herabgefallenen sänken bei den Donnerschlägen noch tiefer hinab. Der Aberglaube hält sie sehr hoch und gebraucht sie zum Bestreichen des kranken Viehes, namentlich wenn die Kühe keine Milch geben wollen.

sichtbar neben ihnen und kämen, so meinten sie, auf ihr Gebet und ihre Opfer herab in die heiligen Haine. Und ein solcher Hain war d r Glauberg. Hier stund ein Altar, hier opferten die Priester, und der Hammer, den du gefunden, hat vielleicht einst dazu gedient, dem Opferthiere den Todesschlag zu geben. Dann ward es mit steinernen Meßern, dergleichen man noch viel bei uns findet, zerlegt, und verbrannt. Hierher kamen auch die Männer des Volkes zur Berathung, denn hier bewahrte man die Feldzeichen auf, deren jeder Stamm sein eigenes hatte. Später bekam diese Höhe aber eine andere Bestimmung."

„Und welche war diese, Vater?" fragte Leupold. „Kamen hinter ihnen her die Ritter, die von Büches und Stockheim und andere, die hier oben hausten?"

„Noch lange nicht, Leupold", sagte der Vater. „Aus Welschland herüber kamen um die Zeit der Geburt unsers HErrn die Römer in's deutsche Land. Denn es lüstete sie nach Ruhm und Ehre, wie es jetzt den Franzosen lüstet, sagen zu können, er habe das deutsche Reich im Zaum. Der Franzose findet wenigstens Häuser, die er plündern, und Felder, die er verwüsten kann; aber im Land der Chatten, darin unser Glauberg lag, war nicht Gold noch Silber zu holen, und die Felder lagen weit zerstreut im Walde neben den Hütten von Baumrinde und gebrannter Erde; und in den Hütten war nur das rohe Geräthe, das die Frauen brauchten zum Brodbacken, und die Männer zur Jagd auf Auerochsen und Bären, und zum Krieg, den die Deutschen absonderlich liebten. Denn unser Volk war tapfer allezeit, aber gegen welsche Ränke hat es von jeher nichts ausgerichtet."

„Um die Grenzen zu sichern, so sagten sie, denn bis an den Rhein hatten sie schon das Land erobert, drangen sie auch ein in's Chattenland und legten Lager an und warfen Schanzen auf und bauten Thürme zum Schutz und drangen in die Thäler ein, immer den Bächen nachgehend, um auch die Höhen des Vogelsberges zu gewinnen. Da war ihnen der Glauberg gewaltig im Wege; denn wenn sie von Altenstadt aus, wo sie am Haingraben ein festes Lager hatten, in die Berge hinauf wollten, so fielen die Deutschen vom Glauberg herab über sie her und schnitten ihnen das Nidder- und Seementhal ab. Da muß es gewaltige Kämpfe gegeben haben, denn die Hügel, die man hier rings umher in den Wäldern findet, die sind Grabhügel unserer Väter. Da hat man sie hineingelegt mit ihren Waffen und dem rohen Schmuck von Kupfer, und Töpfe an ihre Seite gestellt mit Speise zur Wegzehrung, nach der Heiden Glaube, und ihre Rosse den Göttern geschlachtet und die auch neben sie gelegt, und dann die Todtenklage gehalten mit Kampfspiel und Schlachtgesang."

„Vater", rief Leupold, „laßt uns einmal einen solchen Hügel aufthun, ich möchte die Waffen finden!"

„Laß sie ruhen, die alten Deutschen, und störe ihre Gräber nicht. Es ist nicht viel mehr in ihnen von der Todten Waffen und Schmuck. Und zudem geht die Sage: zur Stunde, wo ein solches Grab aufgethan wird, da geht die wilde Jagd im Walde los. Bärtige Männer erscheinen, in Felle gehüllt, die wilden, großen Hunde an der Kette, und das heult und brüllt und tobt durch den Wald, daß es zum Entsetzen ist."

„Vater", sagte Leupold, „ich fürcht mich nicht, am

wenigsten vor den Geistern der alten Deutschen. Mutter hat mich ein Sprüchlein gelehrt, mit dem schlag ich alle Geister, die schwarz sind, in die Flucht, das heißt: „„Alle guten Geister loben den HErrn!““ Hier aber habe ich schon Stunden lang gesessen bei dunkler Nacht, und säße noch länger, wenn ihr es littet. Ich möchte auch die Runde sehen, wie sie im Orte genannt wird. Manchmal, so sagen die Leute, steigen Krieger aus dem Berge und lagern sich hier oben auf das Moos. In der Runde sitzen sie und sind gar sonderbar angethan. Auf dem Kopf tragen sie eine Eisenkappe, und oben darauf das Bild eines Löwen oder eines Greifen; über die Schulter herab hängt ihnen ein rother Mantel und darunter schimmert die blanke Waffenrüstung, der Brustschild von eitel Gold. Dann hängt ihnen herab bis über die Hüften ein Hemde von buntem Zeug mit goldenem Saum und die Knie sind mit Eisenschienen geschützt. Statt der Schuhe haben sie Ledersohlen untergebunden, und ein breites schweres Schwert hängt ihnen an der Seite. Also steigen sie heraus aus der Erde und lagern sich in die Runde, und der Becher kreißt und sie reden von der vergangenen Zeit; so glaubt man nämlich, denn kein Mensch versteht ihre Sprache. Und ist ihre Zeit vorbei und sie müßen wieder hinab, dann erhebt sich zuerst der Fahnenträger; der hat über dem Fähnlein auf seiner Stange einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, und mit der Fahne stößt er dreimal auf den Boden; dann schlägt aus der Erde, just da, wo die Fahne aufgestoßen wird, ein blaues Flämmlein auf, und wer dann das Herz hat, den Fuß darauf zu setzen, der findet an der Stelle eitel Gold. Glaubt mir, Vater, der heidnische Fahnenträger hätte noch nicht

drei gezählt, so wäre mein Fuß schon auf dem blauen Flämmlein, und dann wäre das Gold mein. Aber sagt mir, Vater, welchem Volke mögen die Männer aus der Runde wol angehört haben; sind das die Ritter, von denen Ihr manchmal erzählt?"

„So scheint's nicht", sagte lächelnd Arnold, den der Muth und die Begeisterung des Knaben erfreute, „das sind römische Krieger, die hier oben im Kampf ein Ende gefunden haben. Denn nicht lange nach unseres HErrn Geburt, da schickte der Kaiser von Rom einen seiner Familie als Feldherrn an den Rhein, der hieß Claudius Drusus. Der zerstörte die Hauptstadt der Chatten und unterwarf dann in mancher blutigen Schlacht das zerstreute Volk. Auch hierher kam er und eroberte nach tapferer Gegenwehr den Glauberg und baute eine Burg hier oben und hieß sie Claudiusburg, daher des Berges Name.

Aber des Bleibens der Römer war hier nicht lange; nur mit Widerstreben und Ingrimm sahen die Deutschen das welsche Kriegsvolk hier oben hausen, und die Zinnen der Glauburg dünkten ihnen wie die Mauern ihres Gefängnisses. Sie überrumpelten bei Nacht die Römer und schlugen sie mit der Schärfe des Schwertes und keiner blieb übrig aus der Besatzung. Wie mögen sich die dort unten im Lager bei Altenstadt gewundert haben, als hier oben plötzlich die Flamme ausbrach und am Morgen schon von den stolzen Zinnen der Claudiusburg nichts mehr zu sehen war! Diese Römerfeste scheint hier gelegen zu haben, wo wir stehen; man heißt's an der „Enzheimer Pforte"; denn hier deckt der Boden Kohlen in Menge und verbranntes

Waffengeräthe. Auch ein Heidenköpfchen kommt manchmal zum Vorschein."

„Aber siehe, Leupold, während wir die Zeit verplaudern, thut auch Phylax seine Schuldigkeit nicht, er gräbt im Boden nach Mäusen und dort gehen die Schafe zu Schaden. Eile dort hin und treib sie vom Ackerfeld!" Leupold sprang mit dem Hunde schnell den Hügel hinab; aber im Laufe drehte er sich noch einmal um und sagte: „Vater, muß ich drunten bleiben bei den Schafen oder darf ich wieder zu euch kommen? Und wollt ihr mir noch mehr erzählen von der alten Zeit?" — Arnold nickte bejahend und sahe mit innigem Gefallen, wie rüstig und flüchtig der Knabe über die Steine sprang. Wie dem Goldner im Märchen wallte sein blondes, langes Haar um sein Haupt, und sein Angesicht strahlte von Feuer und Leben. Der Vater sahe ihm nach und seufzte: „Und der soll hier auf dem Berge wohnen, wie sein Vater, und ein Schäfer werden, und seine Jugendkraft verzehren im Müßiggang? Ach, was ist die Armuth doch ein schweres Loß für den, der sie fühlt wie ich, und seine brennende Sehnsucht nach der Welt und ihrer Herrlichkeit nicht darf laut werden laßen! Gebe Gott dem Knaben ein beßeres Ziel und mir ein ruhiger Herz! Da drüben, wo meine Heimat ist, da wohnen sie in stolzen Schlößern, und ich hüte hier die Schafe als der Letzte Derer vom Berge. Was wol die Alten sagen möchten, die hier oben kämpften und nun da unten in den Dörfern ruhen, die ihre Namen führen, wenn sie einen ihres Stammes hier auf der Burg sähen, die Schafe hüten? Sicher kehrten sie sich ab und verleugneten den Knecht! Aber kann aus dem Knecht denn nicht wieder ein Herr wer-

den? Aus Knechten sind durch Gottes und des Kaisers Gnade Ritter geworden, ja aus armen Köhlern sogar Grafen von Ysenburg, weil sie für den Kaiser Leib und Leben wagten; wolan, Arnold, ermanne dich und hoffe, wenn nicht dich selber, so siehst du vielleicht noch deinen Leupold hoch zu Roß!"

Und Elsbeth? Dachte der Letzte vom Berge nicht an sein treues Weib, verstund er ihre Thränen nicht, wenn er die Sehnsucht nach der Ferne erst leise und verblümt, und dann lauter und verlangender aussprach? Wol liebte er die treue Lebensgefährtin, und wol reute ihn oft seine Unzufriedenheit, und wol nahm er sich vor, den ungestümen Drang zu zügeln und seinen Leupold zur Stille und Genügsamkeit zu erziehen; aber dann tobte wieder das ungestüme Blut seiner Ahnen in ihm und der Stolz überflügelte die besten Vorsätze. Er war wie ein Adler, dem der Jäger die Flügel gelähmt hat, und der aus der Hand seines Herrn die Speise nehmen muß, während er sie draußen in der freien, weiten Welt suchen möchte. Alle Kunst wird den Jäger nichts helfen, wenn die gelähmten Schwingen des Adlers wieder Kraft gewonnen haben!

„So, Vater", rief Leupold, „nun bin ich wieder da! Phylax mag das Saatfeld hüten, seht, er sitzt da unten am Wachholderbusch und fängt sich Mücken. Ein guter Hund, der Phylax, und sehr verständig, wir beide sehen einander Alles an den Augen ab. Und an euren Augen, lieber Vater, sehe ich, daß ihr mir erzählen wollt. Sagt mir, wer kam nach den Römern und ward Herr der Burg?"

„Natürlich die Deutschen; aber der Römer Feste war gebrochen und die Deutschen bauten sie nicht wieder

auf, ihnen gruselte vor Mauern und Schlößern. Aber was dann in Jahrhunderten hier oben geschehen, das erzählt keine Geschichte; denn war es auch aufgeschrieben, vielleicht drüben im Kloster Rodenbach, so ist davon doch keine Zeile mehr übrig. Es brauste die Völkerwanderung über die deutschen Länder hin wie ein Wolkenbruch, der die Gießbäche in Ströme verwandelt; wilde Hunnen und raubgierige Alanen tränkten ihre Pferde in unsern Bächen, brannten die Hütten nieder und trieben die Völker, die sich nicht mit ihnen vereinigten, vor sich her, wie der Wolf die Heerde. Aus dieser Zeit klingt nicht einmal eine Sage zu uns herüber."

„Aber allmählich ward es lichter in den deutschen Wäldern; auch in dem Reichsforst erklang die Axt, man rodete Land und baute Höfe, und an die Quellen und Bäche Dörfer, und trieb statt der Jagd den Ackerbau, denn das Evangelium hatte seinen milden Strahl in die Wälder gesendet und Leben gebracht. Und meistens geschah die Ansiedlung im Schutze eines freien Mannes, der sich ein Haus oder Schloß baute auf einer der Höhen, und des Kaisers Lehensmann ward. Und etliche dieser freien Männer, Ritter nannten sie sich, die in dieser Gegend begütert waren, die schloßen einen Bund mit einander zu Schutz und Trutz wider die Raubritter, die ihre Dörfer und Felder bedrohten und die Wege durch ihr Gebiet unsicher machten. Und sie zusammen bauten mit des Kaisers Genehmigung hier die Claudiusburg wieder auf und nannten sie Glauburg. Sie war ein stattliches Schloß mit hohen Thürmen, und von den Zinnen sahe man bis weit über Frankfurt hinaus, und wer ein gut Aug hatte, der konnte Denen zu Königstein und Cronberg die Burgfenster zählen."

„Nun geschah es, daß der Ritter Arnold von Glauburg, der den Sitz in der Burg hatte, Hochzeit hielt mit einem Fräulein, Agnes Spiegel, und hatte seine Genoßen alle geladen zum Hochzeitstanz, und es gieng hoch her hier oben und die Lichter glänzten bis zum Morgenschein und die Trompeten schallten weit hinaus zum fröhlichen Hochzeitsreihen. Da erschien im Tanzsaal ein schwarzer Ritter mit geschloßenem Visir und warf einen eisernen Handschuh vor die Füße des Bräutigams und kündigte ihm Fehde an von Hartmann Grafen von Büdingen. Der hatte auch gefreit um die schöne Agnes, und sie hatte ihn verschmäht, daher des Grafen Zorn."

„Die Drohung war keine leere; der Graf warb ein großes Heer, und das rückte heran und zerstörte die Schlößer Derer von Büches, Bleichenbach, Stockheim und Bergheim, die mit dem Glauberger im Bunde waren, und trieb sie alle mit Weib und Kind und ihrer besten Habe hier auf den Glauberg. Die Burg war groß und hatte für Alle Raum; auch war sie für Jahre mit Lebensmitteln versehen, und Waßer gab der Teich mit dem Brunnen. Nur das war der größte Schmerz der Ritter, sie mußten sehen, wie ihre Dörfer im Feuer aufgiengen, wie ihre Felder von den Rossen der Belagerer zerstampft wurden, und wie ihre Bauern ausgetrieben und die Zurückbleibenden geschunden und gequält wurden. Aber an Übergabe mochte man dennoch nicht denken. Das erste Jahr der Belagerung hielt man wacker aus, denn man hoffte, der Graf sollte es müde werden und lieber daheim sich pflegen, als hier in Wind und Wetter die Feste zu berennen. Aber man täuschte sich. Noch ein zweites Jahr gieng vorüber,

und der trotzige Graf wich nicht von dem Schloße. Er hatte geschworen, nicht zu weichen, ehe er die Ritter da drinnen in dem Neste zu seinen Knechten gemacht und die Thränen ihrer Weiber und Kinder gesehen. So begann denn ein drittes schweres Jahr der Belagerung. Kein Bißen Brodes kam von draußen in die Burg, denn sie hielten strenge Wacht, und der Hunger brach darob mit fürchterlicher Gewalt ein. Alles Eßbare war bereits verzehrt, selbst Ratten und Mäuse und die Eulen, die die Zinnen bewohnten, waren willkommene Speise. Aber ungebrochen blieb dennoch der Muth der Belagerten, und sie sagten sich zu: eher zu sterben, als sich dem grausamen Grafen zu übergeben."

„Darob verzweifelte der Graf Hartmann und saß düster brütend in seinem Zelte, und machte Pläne und verwarf sie wieder, denn die Feste schien mit Ketten an den Himmel gebunden. Da nahte sich ihm ein Mönchlein in brauner Kutte und kahlem Scheitel und sagte: ‚Herr Graf, ihr habt schwere Gedanken, daß euch die Burg da oben so lange foppt und narrt; aber ihr bedenkt nicht, daß eure Sünden es sind, die euch so vergebliche Mühe machen. Ihr seid hart und trotzig und meint, Alles mit eurem Schwert zu zwingen, und die Gebete der Kirche verschmäht ihr, ja ihr spottet ihrer. Thut erst Buße und gelobet ein gutes Werk, wenn euch die Einnahme der Burg gelingt, und ihr habt sie bald in euren Händen.'

„Anfangs tobte der Graf auch gegen den Mönch, dann aber schlug er in sich und that das Gelübde: Er wolle von den Steinen der Glauburg ein Kloster bauen, wenn ihm der Mönch das verwünschte Nest in seine Hand gebe. Und dazu wußte der Mönch Rath. In einer

dunkeln Nacht sahen die Belagerten plötzlich Tausende von Lichtern auf die Burg zukommen; sie kamen alle aus dem Thal auf die Stockheimer Pforte zu, wo die Burg am festesten war. Wer die Waffen führen konnte, der stürzte darum nach dieser Seite, und war des Angriffs gewärtig. Aber wie erschracken sie, als plötzlich in ihrem Rücken die Belagerer erschienen. An der Enzheimer Pforte hatten sie die Mauern erstiegen, das Thor eingeschlagen und herein stürmten wuthentbrannt Graf Hartmann mit den Rittern und Knechten, die ihm dienten. Doch die Belagerten gaben damit die Feste nicht auf; sie zogen sich in das Innere der Burg zurück und der Kampf begann von Neuem. Endlich, da auch dieser Theil des Schloßes sich nicht mehr halten ließ, fiengen sie an, mit dem Feinde zu capitulieren und baten um freien Abzug. Aber Graf Hartmann schlug ihnen ihre Bitte rund ab; sterben sollten die Männer, und die Frauen und Kinder in Gefangenschaft fallen. Nur schwer ließ er sich endlich von dem Mönche bestimmen, den Frauen und Kindern Abzug zu verstatten mit ihren Schätzen und Kleinodien, wie es im Vertrag ausdrücklich heißt, die Männer aber sollten gefangeu bleiben. Wie aber das Thor aufgieng, da kamen die Frauen heraus und hatten ihre Männer auf den Schultern und führten ihre Kinder an der Hand. Man sagt, die Männer seien nicht schwer gewesen, denn das lange Fasten habe sie grausam abgemagert."

„Dem Grafen Hartmann gefiel diese Deutung des Vertrags sehr übel, und ohne des Mönches Zurede hätte er ihn gebrochen. Damals hielt der Kaiser gerade zu Frankfurt Hof. Zu ihm sandten die Ritter vom Glauberg und legten ihm die Streitsache vor, und der

Kaiser entschied, daß Graf Hartmann den Vertrag halten müße, „denn der Weiber Schätze seien die Männer, und der Mütter Kleinodien seien die Kinder." So ließ denn Graf Hartmann die gefangenen Ritter ziehen. Der von Glauberg zog an des Kaisers Hof nach Frankfurt, die aber von Büches, Stockheim und Bleichenbach bauten das Schloß zu Lindheim mitten in's Waßer hinein, ich meine, es wäre geschehen, damit Graf Hartmann schwimmen müßte, wie er früher das Klettern gelernt, wenn es ihn wieder gelüsten sollte, sie anzugreifen. Die vom Berge aber, die zogen hinaus in's Reich und wurden Kriegsleute. Aber was sie an Gold und Silber beseßen hatten, die Rittersleute sämmtlich, das war und blieb verloren. Sie hatten es vergraben in einem kleinen eisernen Schrein, und es kam Einer nach dem Andern, und es kamen ihre Kinder und Kindeskinder, aber sie konnten die Stelle nicht mehr finden, und die sie um Rath fragten, die gaben ihnen zur Antwort, so ein Schatz sinke jedesmal, wenn es in der Neujahrsnacht Zwölfe schlage, um einen Schuh tiefer hinab. Dann müßte er freilich schon tief unten liegen, denn es ist seitdem manches Jahr vorübergegangen. Aber das glaub ich nicht."

„Ich auch nicht, Vater", sagte mit glühendem Angesicht und strahlenden Augen Leupold. „Und wenn ihr müde werdet zu suchen, so suche ich und fahre fort mit Suchen, und wenn ich alt darüber werden sollte. Und nicht wahr, Vater, wenn wir den Schatz finden, so ist er unser, denn unser Geschlecht ist ja noch allein übrig von allen Glaubergsrittern?"

„Ja", seufzte Arnold, „wir sind allein noch da und

die Letzten des Stammes hüten die Schafe an der Burg ihrer Ahnen!"

Aber der Knabe verstund die Klage seines Vaters nicht, hastig fragte er weiter: „und die List, Vater, die das Mönchlein dem Grafen Hartmann empfahl, welcher Art war die? Woher kamen die vielen Lichter, die den Burgberg hinauf sich bewegten?"

„Das waren", sagte Arnold, „Krebse, die hatte der Mönch aus den Bächen drunten im Thal fangen laßen, und jedem ein brennendes Wachslichtchen auf den Rücken geklebt; und die Krebse krochen nun ihrer Natur nach langsam hin und her. Das muß ein sonderbar Schauspiel gewesen sein, recht als wenn die Irrlichter tanzen im Moor und Sumpf. Weil nun die List so gut gelungen war, so hat Graf Hartmann sein Versprechen gehalten und hat aus den Trümmern der stolzen Burg das Konradskloster gebaut, das da drüben am Waldsaum liegt, und hat es mit Nonnen besetzt. Darum sind so wenig Spuren vom Mauerwerk der Burg noch übrig, und darum konnten auch die Glaubergsritter den vergrabenen Schatz nicht finden. Seitdem ist's nun stille hier oben; Kriegsgeschrei und Waffengetöse ist verhallt, und nur manchmal dringt durch die Nacht ein lauter, heller Ruf von hier oben, und dann sagt man: „Der Berg ruft." Wem er wol rufen mag? Ich möcht es wißen; Vielleicht denen, deren Habe er noch birgt!"

„Das glaub ich auch, Vater, und ich habe den Ruf schon oft gehört und mir auch also gedeutet. Denn wenn die Stimme erschallte, dann habe ich stets geantwortet: „ hier bin ich!" —

3.

„Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein; aber ihr wollt nicht.“ Dieses Wort mit seinem Vorwurf zum Schluß ist von dem Propheten nicht allein für das verzagte und abtrünnige Volk Israel gesagt, das gilt allem Volk und aller Zeit; das gilt auch dem Schäferhaus am Glaubergsborn; aber die da drinnen wohnten, die vergaßen es. Denn es waren wieder Jahre hingegangen, die waren gute gewesen; es war Friede geblieben draußen in der Welt, und den hielt man auch drinnen im Hause; es hatte der Acker sein Gewächs getragen, und dann ist Brod im Hause auch zur Winterzeit; es waren unter Gottes Schutz die Bewohner des Schäferhauses alle gesund geblieben, und dafür sollte man täglich Gott danken, als für eine große Gabe. Nun ja, an Gott dachte man auch in dem Schäferhause, man meinte ihm auch zu danken für seine Gaben, und doch fehlte die rechte Stille, das rechte Hoffen und Harren: „meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“ Die Stille aber, die im Schäferhäuschen herrschte, die war eine unheimliche, sie glich jener Stille in der Natur, wenn ein Gewitter im Anzug ist, wenn die Vögel schweigen und sich bergen, wenn die Blätter der Bäume sich senken, wenn die Blumen ihre Kelche schließen.

Der alte Schäfer-Kaspar war stille geworden, fast kindisch stille. Sein erloschenes Auge, sein gebeugter Nacken und sein schneeweißes Haar deuteten auf die nahe Stille des Grabes, und als wieder ein Herbst

nahte, da schlief er ein. Nun ward auch Elsbeth stiller noch wie bisher; ihr Auge hieng noch ängstlicher an dem ernsten Gesicht ihres Mannes, und an den brütenden Augen ihres Leupold. Ihr Zureden, ihr freundlich mildes Mahnen hatte schon lange nicht mehr gefruchtet. Ihr Arnold litt am Heimweh im eigenen Hause und der Vater steckte den Knaben mit derselben Krankheit an, und es verstrichen Tage, wo es auf den Herzen lag wie ein Alp, und kein Mund sich öffnete zu freundlicher Rede und Ermunterung. Der Letzte vom Berge hätte bei den Waffen bleiben sollen, dahin ihn Blut und Neigung zog, im stillen Schäferhause war seine Heimat nicht, da war und blieb er ein Fremdling.

Dazu kam böse Zeit. Die Ernte war knapp ausgefallen, Regengüße hatten sie verdorben und die Weide mit, und die Schafe waren krank geworden, und starben dem Schäfer auf der Weide, gleichsam unter Händen, und zuletzt war kein Schaf mehr übrig und der Schäfer stund allein. Sein Phylax heulte vor Langeweile in seinem Stalle uud konnte es nicht begreifen, warum er nicht wie sonst zum Tagesgeschäft abgerufen wurde, und ließ man den Hund frei, so umkreißte er den Berg nach allen Seiten, gleich als suche er die verlorene Heerde. Aber die Heerde blieb verloren; Niemand mochte in der Zeit des Viehsterbens sich Schafe anschaffen und der Schäfer stund brodlos da.

Aber auch für die im Orte, die den Verlust verschmerzen konnten und ihr mäßiges Auskommen hatten für den Winter, war dennoch böse Zeit. Kein Hauswirth setzt sich ruhig an seinen Tisch, wenn das Haus des Nachbars brennt, und weiß er sich auch geschützt

durch noch so dicke Brandmauern, er fürchtet die fliehenden Funken und die Nähe des gefährlichen Elements. So liegt auch der Glauberg dem Rhein und der Rheinpfalz so nahe nicht, wo damals das Kriegsfeuer loderte; aber die Flamme da drüben war zu furchtbar und wurde von solchen Mordbrennern geschürt, daß den Leuten bange ward, sie möchten auch in die fernen Thäler kommen, wenn in der Nähe nichts mehr zu sengen und zu brennen wäre. Der Schrecken, der vor dem furchtbaren Feinde hergieng, der drang schnell bis in's Nidderthal, er pflanzte sich fort wie der Schall der Sturmglocken, wenn gleichsam eine die andere weckt, und es tönt und ruft dann auf weit und breit, bis in die Thäler hinein, die sonst nur die Abend- und Morgenglocke hören. Und hinter dem Kriegsschall drein kamen die Abgebrannten und Vertriebenen. Es war ein erbärmlicher Anblick, die Flüchtigen kommen und gehen zu sehen. Was sie auf dem Rücken trugen, das war noch ihre einzige Habe, alles Andere hatten ihnen die Franzosen verbrannt und ruiniert, und Manche unter ihnen hielten sich noch nicht einmal in unserer Gegend sicher. Der Schrecken des Gesehenen und Erlebten trieb sie weiter über die Berge, entweder zu entfernten Verwandten und Freunden oder auf's Geradewol. Die Schilderungen der Flüchtigen waren herzzerreißend, und seit Hunnen und Vandalen unter Attila und Godegisel über die deutschen Länder weggefluthet waren, war ein solcher Greuel der Verwüstung nicht erhört worden. Und das geschah durch den christlichen König eines Volkes, das sich damals das gebildetste der Erde nannte. Vor neun Jahren hatte unter dem Feldmarschall Turenne schon einmal die Pfalz das Mordschwert

der Franzosen gefühlt; nachdem er aber bei Saßbach, wie dort auf seinem Denkmal steht, „vertödtet" worden war, da war ein kurzer Frieden bewilligt worden. Aber in diesem Frieden gieng dennoch das Bollwerk des deutschen Reichs, die Festung Straßburg, an die Franzosen verloren. Dafür und für andere Unbilden, die dem Reich von Ludwig XIV. angethan wurden, hatte man noch eine Art von Entschuldigung, für den Einfall in die Pfalz, für den sogenannten Orleanischen Krieg, für die Verbrennung von hundert der blühendsten Dörfer und Städte, für die Vertreibung von hunderttausenden von wehrlosen Bürgern, für den Raub von Millionen glaubte man der Welt gar keine Entschuldigung schuldig zu sein. Genug, der König und seine höllischen Rathgeber sendeten ihre Heere in die Pfalz, und die brannten, raubten und schändeten, daß ein lauter Schrei des Entsetzens aus dem Munde von Hunderttausenden zum Himmel drang. Das geschah im September des Jahres 1688, und von da bis tief in den Winter hinein zogen die Flüchtlinge durch das Nidderthal am Glauberg vorüber den nahen Bergen zu.

Tagelang spähte Arnold nach den Ankommenden vom Berge herab, und ward er ihrer ansichtig, dann eilte er ihnen entgegen und fragte sie aus und je trauriger und grausenhafter ihre Schilderungen waren, desto stiller und brütender ward der Mann, und desto weniger vermochte Elsbeth ihn umzustimmen und zu erheitern. Und als gar mit dem neuen Jahr die Werbetrommel ertönte, als durch's ganze deutsche Reich der Ruf wider den Reichsfeind erscholl, wie einst wider den Türken; da sahe Elsbeth ihren Mann mehr als einmal mit einer Thräne im Auge sich auf den Berg schleichen, um

das Heimweh nach der Ferne da droben auszuweinen, wo ihn kein spottendes Auge sahe.

So lange hatte das gedrückte Weib mit Geduld die Entfremdung ihres Mannes ertragen. Als es aber drunten im Dorfe lärmend zugieng, die Werbetrommel gerührt ward und der bärtige kaiserliche Officier die Bursche und jungen Männer mit lauter Stimme und unter großen Versprechungen in des Kaisers Dienst nöthigte, und Arnold wieder auf den Berg gestiegen war, da konnte es Elsbeth nimmer ertragen; sie verließ das Haus und eilte ihrem Manne nach. Sie fand ihn an einen Baum gelehnt, und er sahe hinaus nach Süden in die grauen Wolken, grau vor Winter und Rauch der brennenden Dörfer. Er war wie ein Träumender, denn als sie ihn anstieß, da sahe er sie so starr und überrascht an, als habe er sie nie früher gesehen, als sei sie die Elsbeth nicht, die ihn einst vom gewißen Tode errettet, da er krank in der Hütte auf dem Berge lag.

„Arnold", begann das Weib, und ihre Stimme war fest und ruhig, „du hast mich vor vielen Jahren zum Weibe begehrt, da ich ein Hirtenmägdlein war und du ein stolzer Reitersmann. Du meintest der Welt müde zu sein und wolltest ausruhen hier bei uns, und ich glaubte dir und ward dein Weib. Du hast dich getäuscht und mich, und dein Stolz hat dich von mir geschieden, ob ich dich gleich gar fest und treu geliebt habe und es mir auch eine Zeit lang dünkte, du habest mich lieb. Nun du aber vor Heimweh nach der Ferne dich bräftest und quälst, was soll ich dich halten! Gehe denn hin unter meinem Segen und Gebete und versuche es noch einmal mit der Welt, ob sie dir Wort

hält. Bist du ihrer müde, so komme wieder, du weißt ja, wo dein Weib ist und wo deine Hütte steht. Aber laß mir den Knaben, er soll unter meiner Obhut Stille und Begnügsamkeit lernen. Als du bei uns einkehrtest, da hast du dein Schwert und deinen Koller sammt der Reisetasche in den Schrein geschloßen, siehe, hier ist dein Reisegeräthe, nimm es und versuche dein Heil draußen."

Arnold fuhr wie aus einem Traume auf; es ward ihm sonderbar zu Muthe bei der Rede seiner Frau. So hatte er sie noch nie reden hören, und der Werth dieses bescheidenen Weibes, das er seit lange vergeßen hatte, trat beschämend vor seine Seele. „Du bist gut, Elsbeth", sagte er, „beßer, als ich es verdient habe; aber ich kann, ich kann nicht anders sein; ich habe keinen Willen mehr dem Zuge zu widerstehen, der mich in die Welt treibt. Als ich noch Schäfer war, nun, da hatte ich mein Tagesgeschäft und die trüben Gedanken vergiengen mir in der Sorge um die Heerde. Nun aber, wo ich brodlos bin, da bricht es über mich her mit unsichtbarer Gewalt und zieht mich von hier. Ich muß hinaus und etwas thun, und mir einen Namen machen vor der Welt und Geld und Gut sammeln, und erst wenn ich das Alles habe, dann kann ich wieder kommen und dann sollst du mich wieder froh sehen, und wir wollen glücklich leben für unsere alten Tage. Also laß uns in Frieden scheiden. Gib mir das Schwert her und das Koller, grüße den Leupold und sage, er solle der Mutter gehorchen, bis ich wieder komme; und nun, Elsbeth, noch einen Kuß zum Abschied und dann Lebewol!"

Und mit jugendlicher Raschheit zog er den Schäfer=

rock aus, gab ihn der Elsbeth, legte sich das Leder=koller an, gürtete das Schwert an seine Seite, dankte noch mit einem gerührten Blick seiner Elsbeth für die volle Reisetasche, küßte sie rasch, aber innig, und war auf und davon. Elsbeth sahe ihn in vollem Lauf die Straße erreichen. Von da winkte er ihr noch einmal mit seinem Taschentuche, und dann war er im Walde verschwunden.

Nun aber brach der Schmerz in dem armen Weibe los und die Thränen strömten und wollten nicht ver=siegen; sie rang die Hände und stöhnte, und jetzt erst, da der liebe Gefährte ihrer Jugend von ihr geschieden war, kam ihr das Opfer, das sie gebracht, erst recht groß vor. Sie hatte ihren Arnold gar herzlich geliebt und nur aus Liebe zu ihm hatte sie in die Trennung von ihm gewilligt; sie konnte ihn nicht ferner leiden sehen. Sie gab ihn hin, so war ihr Gedanke, um ihn bald wieder zu empfangen und als einen Andern wie=der zu empfangen. So hoffte sie, darum betete sie, und doch weinte sie und wollte sich nicht trösten.

So fand sie erst ihr treuer Hund, und sahe ihr theilnehmend in's Auge und legte die Pfoten auf ihren Schooß, als wollte er sagen: Siehe, ich bin bei dir geblieben, ein Bild der Treue in aller Noth. So fand auch Leupold die Mutter. Sie erzählte ihm von des Vaters Weggang, sie brachte ihm des Vaters Gruß und ermahnte ihn, dem Befehl des Vaters gehorsam und ein guter Sohn zu bleiben. Wider Vermuthen nahm der Knabe, der nun fast zum Jüngling herange=reift war, die Nachricht ruhig auf; nur schmerzte es ihn, daß der Vater sein Geleite nicht begehrt habe bis dahin, wo man den Glauberg nicht mehr sehen kann.

„Bräſtet euch nicht, Mutter“, ſagte er, „daß mein Vater das Schwert wieder genommen, ich hab's längſt gedacht, ja ſogar gehofft. Kommt er wieder, und das wird geſchehen, denn Gott verläßt keinen Muthigen, dann bauen wir uns droben auf dem Berge an; wir haben den Platz längſt ausgeſucht und dann heißen wir mit Recht vom Berge. Und wer weiß, was bis dahin der liebe Gott Alles beſchert von Freud und Heil! Das Brod wird wieder wachſen wie ſonſt, die Heerde wird wieder zunehmen, und ich treibe ſie aus, bis der Vater mir hilft; und kann ich den Schatz gar finden, dann iſt uns geholfen.“ Die Mutter ſchwieg und ſeufzte. Aber bei ſich ſelbſt dachte ſie: „O, daß ihr nicht nach hohen Dingen trachtetet, ſondern hieltet euch herab zu den Niedrigen!“ Und um ein ſolch Herz betete ſie für ihren Leupold.

Und es ſchien, als wollte der hochſtrebende Sinn des Knaben ſeinen Meiſter finden im vierten Gebot. Denn er that, was er der Mutter konnte an den Augen abſehen, und arbeitete für ſie früh und ſpät, und was man ihm gab an Lohn oder Speiſe, das trug er Alles heim, denn er empfieng ſein Theil lieber aus der Mutter Hand. So kam der Frühling und die böſe Zeit hatte die Leute genöthigt, Tobiaskühe ſtatt der gefallenen Rinder anzuſchaffen, und Leupold ward Geiſenhirte und trieb mit derſelben Freude die Geiſen zu Berg, wie er früher die Schafe ausgetrieben hatte. Aber die Ruhe gönnten ihm die Geiſen nicht, die er ſonſt gehabt hatte; ſie giengen gerne zu Schaden in Wald und Saat, und es mußte ein ſtreng Regiment bei ihnen eingeführt werden, und auch das wollte ihm und ſeinem Phylax nicht immer gelingen. Denn den Hund ver=

droß die Geisenhut gewaltig und er trug mehr wie eine Wunde von ihren scharfen Hörnern davon. „Sei ruhig, Phylax", so tröstete dann der Knabe den Hund, „für mich und dich kommen noch beßere Tage; ist erst der Vater wieder da, und die Schafheerde herangewachsen, dann werden die Stücker Brod wieder größer und das Geisenvieh mag ein Anderer hüten!" Und dann nahm er den Hund zwischen seine Knie, und streichelte seinen Kopf und horchte hinaus in die Ferne.

Der Südwind strich warm über seine Wangen, und er neigte das Ohr dem Winde entgegen. „Was nur das sein mag", sprach er, „es wühlt ein so dumpfer Schall durch die Luft, und wieder und wieder. Ein fernes Gewitter kann es sein, denn ich habe hier oben so manches schon anziehen sehen und kenne den Schall des Donners; aber die fernen Donner, die ich höre, die rollen so dumpf und fahren so über die Erde hin, als kämen sie aus der Tiefe heraus." Und wie er sinnend das Haupt vorwärts beugte, so hörte er Tritte in seiner Nähe, und sahe, wie der alte David, „der Kaiserliche" geheißen, sich bis zu ihm emporarbeitete, dann neben ihm stehen blieb und athemschöpfend sagte: „Hörst du, Leupold, die Kriegsmusik? Ich bin ihr hieher nachgegangen, und ich merke, hier spielt sie lustiger auf, als drunten. Sie müßen hart an einander sein, die Kaiserlichen und die Mordbrenner, denn der Tanz geht lustig. Lege dein Ohr einmal auf den Boden, dann hörst du die Schüsse noch deutlicher." — „Ja wahrhaftig", sagte der Knabe, „ich höre Schuß auf Schuß; kommt uns der Krieg näher, David, oder thut's der Südwind?" — „Der Südwind thut's", sagte der Alte, „doch der Franzose ist nicht zu gut, daß er auch tiefer in's Reich

bringt, wenn sie ihm nicht in Zeiten eine tüchtige Schlappe geben. Aber fürchtest du dich, Leupold, du zitterst ja wie Espenlaub?" — „Ich mich fürchten, David, wo denkt ihr hin, das wäre zum ersten Mal; Freude ist's, lauter Freude, daß jetzt bald der Tanz auch bei uns losgeht; und denkt nicht, es gelinge bei uns den Mordbrennern wie drüben in der Pfalz! Hier gibt's Herzen, die nicht zittern, wenn sie nahen, und Fäuste zum Dreinschlagen." — „Leupold", sagte der Alte und sein Auge ruhte mit Wolgefallen auf dem schönen Jüngling, „du gibst einmal ein guter Soldat; aber, mein Kind, Geisenhüten und den Säbel schwingen ist zweierlei. Werde ein Mann, Leupold, und dann wollen wir weiter davon reden. Aber jetzt, mein Junge, thu die Geisen heim, die Blätter rauschen über uns, es naht Sturm und Gewitter. Sieh nur, der Bock richtet das Auge starr nach dem Wind, und jetzt, sieh, wie er das Zeichen gibt und voranspringt, das bedeutet schnellen Sturm. Nun da geht ja die ganze Heerde schon den Berg hinab, der Bock voran; daß dich, du Vieh mit deiner scharfen Nase und deinen flüchtigen Beinen! Könnt ich auch so hinab! Da bricht's ja schon los, ich eile in das Schäferhaus, komm, Leupold!"

Aber Leupold folgte nicht; lachend sahe er den Geisen nach, wie sie über Stock und Stein setzten, der Bock voran, und welche sonderbare Bewegungen die Mutterziegen machten, weil die Schwere des Euters sie am raschen Lauf hinderte. Und dann folgte sein Auge theilnehmend dem alten David, wie er sich hastig und doch ängstlich zwischen Busch und Stein hinabarbeitete, dem nahen Wetter zu entgehen. Ihm selbst

war ein solches Wetter eben recht und auf eine Hand voll Regen mehr oder weniger kam es ihm nicht an. Denn die Wolken zu beobachten, wie sie sich an einander aufbäumten, gleich mächtigen Riesen, wie sie an einander stießen, und die eine, von der andern gedrängt, sich in's Thal senkte und dort entlud mit Blitz und Regen; wie er denn manchmal oben stund im Sonnenschein, während es unter ihm witterte, das war ein Anblick, den er nie entbehren mochte, und auch um dieser Lust willen hatte er den Glauberg so lieb. So zog er sich denn auch heute nur unter die ersten Bäume am Waldsaum zurück und sahe dem Schauspiel der entfeßelten Elemente zu, und wie der Hagel durch die Blätter rauschte und hüpfend von dem Boden zurückprallte, träumte er sich hinein in den Gedanken, er stünde auf einem Berge und unter ihm wogte und dröhnte die Schlacht, und die Feuerschlünde brüllten und die Kugeln sausten. Und der Traum ward fast zur schrecklichen Wirklichkeit. Plötzlich zuckte ein blendender Blitz herab, im folgte ein betäubender Wetterschlag, und nicht weit von ihm sank eine uralte Tanne getroffen nieder. Sturm und Blitz hatten zusammengewirkt, sie aus der Wurzel heraus zu reißen, ihren Stamm zu spalten, ihre Äste in lauter Hackholz zu zersplittern, und die weithin gehenden Wurzeln hatten einen wahren Erddamm aufgeworfen und standen starrend und von der Erde entblößt, hoch in die Luft hinein.

Da klopfte dem Knaben doch unwillkürlich das Herz und seine Hände falteten sich zum Gebet: „Ach HErr, wer ist Dir gleich, der so herrlich, löblich, heilig, schrecklich und wunderthätig ist? Beweise an uns, daß Du der rechte Rathgeber bist, ein Schutz zur Zeit der

Noth, und laß uns Dein Vaterherz wieder sehen durch den heiligen und starken Namen Jesus Christus, welchem mit Dir und dem heiligen Geiste sei Ehre, Herrlichkeit, Lob und Preis in alle Ewigkeit. Amen."

In sein Gebet klangen wimmernd und flehend die Kirchenglocken aus den Dörfern rings umher, und gleich, als habe sich das Gewitter in diesem letzten furchtbaren Schlag erschöpft, so zogen nun dumpfgrollend die schwarzen Wetterwolken weiter; der blaue Himmel brach wieder an einzelnen Stellen hervor, und wie durch einzelne aufgethane Fensterlein schien die liebe Sonne wieder herab und brach sich in den warmen Regenschauern und spannte den Friedensbogen über das Thal hin. Es war ein Anblick zum Niederknien und Beten und zum Preis des Gewaltigen, der im Wetter segnet.

Unter dem Schein der ersten Sonnenstrahlen eilte Elsbeth aus dem Hause; sie wußte ihren Leupold noch auf dem Berge; sie hatte den Wetterstrahl gesehen in den Wald fahren, sie hatte gebebt bei dem gewaltigen Donnerschlag, und die Angst um ihr Kind trieb sie auf den Berg. Keuchend vor Angst und Anstrengung rief sie seinen Namen; aber sie bekam keine Antwort. Sie trat tiefer in den Wald hinein und verdoppelte ihren Ruf; da erst bekam sie Antwort; sie erkannte ihres Leupolds Stimme, aber wie aus der Tiefe schien die Stimme zu kommen. Jetzt hatte sie die Stelle erreicht, wo der Blitz die Tanne getroffen und aus dem Boden gerißen hatte. In der Tiefe der Grube, die sich da geöffnet hatte, kniete Leupold und emsig wühlten seine Hände im Boden. „Mutter", rief er athemlos, „endlich hab ich des Vaters Schatz gefunden; im Wetter hat ihn uns der liebe Gott geschenkt. Wir hätten

lange suchen können, die Tanne hielt den Schrein mit ihren Wurzeln umschlungen. Seht nur das Eisenkästchen ist noch fast neu und wenig von Rost angefreßen! Ach Mutter, was mag drinnen sein, helft mir es herausschaffen!"

Und unter Weinen und Danken hoben Elsbeth und ihr Sohn das Eisenkästchen hinauf auf das feuchte Moos des Waldes; aber sie öffneten es nicht. Scheu betrachteten sie es von allen Seiten; aber sie hatten den Muth nicht, hinein zu blicken, denn verschloßen schien es nicht zu sein, sondern nur durch Klammern verwahrt. Elsbeth band es in ihre vom Regen triefende Schürze, und den Phylax an der Spitze, der bellend vorausſprang, trugen sie den Fund in das kleine Schäferhaus. Und dann standen sie davor und sahen ihn an, und sahen sich an, aber Keines wagte die Hand an den Drücker zu legen. „Ich kann's nicht, Leupold", sagte zitternd die Mutter, „wenn nur dein Vater da wäre!" — „Ich kann's auch nicht, Mutter", sagte der Leupold, „wenn nur mein Vater da wäre!" „Aber hier darf das Kästchen nicht stehen bleiben und unter dem Bette ist es auch nicht sicher genug. Geht an's Fenster, Mutter, und seht hinaus, daß uns nicht Jemand aus dem Orte unversehens überfällt; ich will derweil vor dem Herd in der Küche ein Loch machen, und es da hineinsetzen, bis der Vater kommt, der hat vielleicht den Muth dazu. Es könnt auch ein Blendwerk des Bösen dahinter sein, trotz Gebet und Kreuz an der Thüre." Die Mutter trat schweigend ans Fenster und hörte, wie Leupold eine der Sandsteinplatten mit der Rodhacke aushob, die Öffnung erweiterte, das Kästchen hineinstellte und dann die Platte darauf deckte, so be-

hutsam und vorsichtig, daß kein Auge den Schatz vermuthen konnte, der da unten ruhte. Dann säuberte er die Küche von dem übrigen Schutte, und ließ sich dann erschöpft auf der Bank nieder neben der Mutter und sagte seufzend: „Wenn nur der Vater da wäre!"

Beiden wollte an diesem Abend die Suppe nicht schmecken, und sie waren in ihre Gedanken ganz vergraben und sprachen wenig mit einander. Dann giengen sie schweigend zur Ruhe, als wäre der zurückgelegte Lebenstag ein betrübter gewesen. Und wenn auch Leupold am Morgen darauf die Geisen austrieb, als wäre nichts vorgefallen, so hörte ihn die Mutter doch nicht mehr singen, wie er sonst zu thun pflegte. Er stund vielmehr Stunden lang oben auf dem Berge und schaute hinaus in die Ferne, und wenn er heim kam, dann war sein erstes Wort: „Wenn nur der Vater da wäre!"

4.

Das hatte so etliche Tage gedauert, da erwachte Elsbeth an einem Morgen ungewöhnlich spät; denn Leupold, der auf dem Boden schlief, hatte sie nicht geweckt mit einem frommen Morgengesang, wie er sonst wol pflegte, und auch Phylax war noch nicht laut geworden, wie er that, wenn er seinen Herrn hörte. Sie meinte, es müße dem Knaben etwas zugestoßen sein und stieg auf den Boden; aber sie fand ihn nicht; sie öffnete den Stall des Hundes, aber auch der war nicht da. Da kochte sie die Morgensuppe und wartete lange; als aber Stunde um Stunde vergieng, und der Knabe

nicht erschien, da ward ihr bange. Sie eilte auf den Berg, immer noch in der Hoffnung, ihn da zu finden. Aber sie hatte den ganzen Wald durchstreift, sie hatte seinen Namen vielmal gerufen; aber keine Spur war von ihrem Leupold vorhanden. Wie sie sinnend den Berg herabstieg, da begegnete ihr der Kaiserliche, dem klagte sie ihre Angst und ihre schwere Besorgnis. „Elsbeth", sagte der Kaiserliche, „das Vöglein ist flügge geworden und davon geflogen. Art läßt nicht von Art. Nun weiß ich, warum der Junge mich neulich fragte, wo der Krieg sei und wohin wol der Vater gegangen? Der Junge will seinen Vater suchen, und meint, das könnte eben so leicht geschehen, als wenn die Buben droben im Wald das Räuberspiel spielen. Hab auch in seinen Jahren so gedacht und bin davon gegangen ohne Abschied. Aber seid getrost, Elsbeth, dem Jungen geschieht nichts, der ist ein Sonntagskind und dazu ein Gezeichneter; er wird bald wieder da sein, wenn er die Karthaunen aus der Nähe krachen hört. Denn seinen Vater suchen und heim bringen wollen aus dem Krieg, das ist ein Bubenfürwitz, sonst nichts; wer weiß, ob er am nächsten Kreuzweg nicht schon umkehrt!"

In dem Wort des Kaiserlichen lag Trübsal und Trost zugleich für die arme Elsbeth; sie trieb derweilen selbst die Geisen zur Weide und schaute nun Tag für Tag nach dem Wege, auf dem ihr Leupold zurückkommen sollte und weinte und hoffte; aber es giengen Tage und Wochen vorüber, es verschwanden endlich Monate, der Winter kam, aber ihr Leupold kam nicht und keine Nachricht von ihm.

Von da an lag Trauer auf dem einsamen Häuschen am Glaubergsborn. Elsbeth weinte um die Ihren

und that alle kleinen Geschäfte mit Widerwillen, und fiel ihr Blick auf den Stein, unter dem der erträumte Schatz ruhte, der Vater und Sohn hinausgetrieben hatte in die gefährliche Welt, dann verwünschte sie das eitle verführerische Gold und wandte schnell das Auge von der Stelle. Aber desto öfter wandte sie es hinauf zu Dem, der der Wittwen und Waisen Tröster heißt, sie betete für ihren Arnold, daß er heimkommen möge mit einem genügsamen, stillen Herzen, und für ihren Leupold, daß ihn Gott behüten und ihm die Welt verleiden möge, daß er lerne, in der Stille sein täglich Brod verdienen; und durch ihr Gebet schimmerte wie durch die Nachtwolken der Stern der Hoffnung einer beßern Zukunft auf sie nieder.

„Wohin, Schäfer?“ rief ein alter Fährmann unserm Leupold zu, als dieser am Abend des Sommertages, da er die Mutter verlaßen hatte, den Hund an der Kette und den Schäferstab in der Hand, am Mainfluß stille hielt und sehnsüchtig hinüberschaute. „Wohin, Schäfer“, fragte der Alte noch einmal, wollt ihr übergefahren sein!“ — „Ja“, sagte der Knabe, „wenn ihr es thun wollt um Gottes willen, denn ich habe keinen Weißpfennig in der Tasche, euch zu bezahlen und noch eine weite Reise vor mir.“ Der Alte sah sich den Jungen vom Kopf bis zu den Füßen an, sahe wie verwegen der Schäferhut auf dem blonden, wallenden Haar saß, wie er den Schäferstab so fest und zuversichtlich vor sich hinhielt wie ein Soldat seine Muskete, und sagte dann: „Auf eine Überfahrt um Gottes willen mehr oder weniger kommt es mir gerade nicht an; aber sag mir, Schäfer, wo willst du hin?“ — „In den Krieg, meinen Vater zu suchen“, sagte kurz der Junge. — „Allen

Respekt vor deiner Courage, Bürschen", erwiederte der Fährmann, „aber weißt du denn auch, was ein Krieg ist und was absonderlich der Krieg ist, den Gott über das deutsche Reich verhängt hat?" — „Nun ein Krieg wird dem andern ziemlich gleich sein", sagte Leupold; „den Donner der Kanonen hab ich daheim von unserem Glauberge gehört, und daß sie die Kanonen nicht bloß mit Pulver laden, und daß manche ihren Mann trifft, glaub ich auch; und daß die Reiter, wenn sie aufeinander loshauen mit den Säbeln, gerade keine Eieichen, sondern Ohrfeigen geben, daß die Fetzen fliegen, das kann ich mir denken, das ist Kriegsbrauch. Aber darum soll auch mein Vater nicht heim, denn der ist wol erfahren im Kriegshandwerk und in dem Schlachtgewühl, sondern ich will ihn nur aufsuchen, daß ich weiß, wo er ist, und ihm sagen, daß er nicht über Gebühr ausbleibt, wenn der Tanz da drüben zu Ende ist, sondern heimkehrt, damit er was Angenehmes erfahre."

„Bürschlein", sagte der Fährmann, „hast du eine Mutter daheim, so kehr hier am Main um, und denke, der liebe Gott habe dir den ersten Schlagbaum vorgeschoben, denn der Krieg ist kein Ort, dahin man zum Besuch geht, und der Krieg dort ist zudem ein Höllenwerk. Du willst in die Pfalz, meinst du denn, es gebe noch eine Pfalz? Es gibt keine mehr. Denn es steht schier keine Stadt mehr und kein Dorf, der Mordbrenner, der Melac, hat Alles dem Boden gleich gemacht. Die Thürme und Festungswerke hat er in die Luft gesprengt, die Häuser ausgeraubt und verbrannt, und die Einwohner sind geflohen. Hier hab ich manchen Hausvater mit den Seinen übergefahren und manch verirrt

und weinend Kind, das den Eltern nacheilte. Jetzt sitzen sie da drüben, die Mordbrenner, und haben Mainz inne, und kochen mit den Obstbäumen ihr Sündenmahl und füttern mit den Weinreben ihre Pferde. Und was sie an Schande und Gräueln an den armen Bewohnern thun, das ist gar nicht zu sagen. Kehr um, Schäfer, sag ich, und danke Gott, daß er dir in deinen jungen Jahren solch Kriegsspiel zu sehen erspart. Geh heim und bete für deinen Vater, daß ihn der liebe Gott aus diesem Heidenkrieg heraus zu Weib und Kind zurückbringe; ich führ dich nicht über, denn ich fürcht mich der Sünde."

Der Leupold besann sich kurz. „Komm, Phylax", sagte er, „wir wollen einen andern Fährmann suchen, der mehr Muth hat. Gehabt euch wol, Alter, ich ziehe meine Straße; mein Hund und ich, wir finden den Vater, trotz Melac und Franzosen."

Wol fand Leupold einen willigeren Fährmann und willige Hände dazu, die ihm um Gottes willen ein Stück Brod reichten, wenn er sagte, daß er ausgehe, seinen Vater zu suchen. Solche Kinder sprachen viele bei den Bauern ein, aber sie kamen aus dem Krieg, eins aber, das hinein wollte, war noch nicht erschienen. Man schüttelte überall die Köpfe und hieß den Jungen horchen auf den Donner der Schlacht und das Krachen der gesprengten Mauern und Thürme, aber man ließ ihn ziehen. Und wie er weiter zog, so that sich die furchtbare Wirklichkeit vor ihm auf. Da lagen Städte am Wege, die waren in ihren Trümmern begraben, und Schlößer, die waren ausgebrannt und ragten mit ihren zerschoßenen und gesprengten Mauern

grausenhaft zum Himmel, und in vielen, vielen Dörfern, wenn sie auch noch theilweise stunden, war nicht ein Hund und nicht ein Hahn. Es lag Todesstille auf der weiten Landschaft. Da begann ein Grausen den Knaben zu ergreifen, denn auch der Hunger stellte sich ein, weil keine gastliche Thüre sich aufthat in der grauenvollen Öde des Todes. Nur dann und wann sah man eine scheue Gestalt aus einem Walde herauskommen, sie blickte sich erschrocken um und eilte dann hinab in's nahe Dorf, um wenigstens die Stelle noch einmal zu sehen, wo einst das Haus gestanden. Als Leupold sich mühsam weiter schleppte und mit Wurzeln seinen Hunger stillte, indes der Hund nach Mäusen grub und ekelhafte Dinge, die am Wege lagen, verzehrte, da las ihn eine französische Colonne auf und machte ihn, er mochte wollen oder nicht, zum Troßbuben. Gut gieng es ihm in dem neuen Amte nicht, aber er hatte doch Brod und sein Phylax auch, und wenn er des Abends auf dem Lagerplatz seinen Dienst gethan, Holz für die Soldaten gesucht und Feuer angemacht, auch den Soldaten die Kleider gereinigt hatte, dann legte er sich in einen Winkel des Zeltes, sein Phylax stets neben ihm, und träumte von seinem Vater und wie er ihn nun bald finden würde; denn die Soldaten zogen dem Kriegsschauplatz zu.

Und das Schlachtengetümmel begann um ihn her. Er hörte die Kanonen in nächster Nähe; er sah ihre blutige Ernte. Von den Höhen herab, wo der Troß sich aufhielt, übersah er manch Schlachtfeld, sah wie seine deutschen Landsleute muthvoll zur Schlacht giengen, hörte das Schreien und Hurrahrufen der Reiter, das Knattern der Gewehre, das Ächzen der Sterbenden;

er sah die Schlachtfelder sich an am Abend nach einem solchen Bluttage, ach, und er weinte und wäre für sein Leben gerne daheim gewesen im Häuschen am Glaubergsborn bei der Mutter, die sicher jetzt um ihn trauerte und die er in heilloser Verblendung verlaßen. Aber was half die späte Reue; man ließ ihn nicht los. Entfloh er der einen Truppe, so fieng ihn die andere auf, er mußte immer tiefer hineinschauen in das Elend des Krieges und in die Bosheit entmenschter Soldatenherzen. Denn das Soldatenvolk, das der französische König damals an den Rhein schickte, um an Deutschland seinen Muth zu kühlen, das war leichtfertig wie sein König und hochmüthig wie seine Diener und grausam wie der gezähmte Wolf, den der General Melac als Wächter und Schlafgenoße neben seinem Bette liegen hatte.

Wie der Herbst kam und die Vögel heimzogen, da ergriff auch den Leupold das Heimweh mit aller Gewalt, und es fehlte nicht an wiederholten Versuchen zur Flucht aus Feindeshänden. Aber jedesmal kehrte er zu seinem Regiment zurück, denn wie sollte er durch die leere, ausgehungerte Gegend kommen, in der er ohnehin keinen Bescheid wußte, wenn auch Brod vorhanden gewesen wäre. Nur verstummte jetzt, wo der Winter einfiel, der Kriegesdonner; die Franzosen wurden in die nicht zerstörten Dörfer und Städte gelegt, und sein Regiment erhielt sein Winterquartier in den Straßen der ehemals so schönen Stadt Landau, die noch von dem Mordbrand übrig waren. Hier ward auch Leupold als Troßbube gehalten und gieng ihm sehr übel. Denn zu der Qual seines Dienstes und zum Heimweh gesellte sich noch der Widerwille gegen das Franzosen=

volk, unter dem er sein mußte. Noch hatte er zwar seinen Freund in der Noth, seinen Phylax, bei sich, aber dem Hund gieng es wie seinem Herrn, er aß ungern das fremde Brod und schlich voll Erbitterung unter den Franzosen umher, die ihn wie seinen Herrn mißhandelten, wo sie konnten. Die Prügel waren reichlich und die Bißen schmal, und das arme Thier schlich bei Nacht um die verfallenen Häuser und über die Brandstätten, um etwas Genießbares zu finden.

Und er hatte etwas gefunden, das wollte er augenscheinlich nicht allein genießen. Denn an einem Abend kam der Hund ungewöhnlich erregt heim, sprang an Leupold empor, zerrte ihn an den Kleidern und kreißte bellend um ihn her, und das that er lange und immer lauter, so daß Leupold am Ende aufmerksam ward und dem Thiere folgte. Nun verdoppelte der Hund sein Bellen, lief bald voraus und bald kehrte er schmeichelnd zu seinem Herrn zurück und führte diesen endlich in ein elendes, verfallenes Haus ohne Thüre und nur mit schwachen Resten von Fenstern versehen. Daß hier kranke Gefangene verwahrt wurden, erkannte Leupold auf der Stelle, denn in allen Räumen des Gebäudes, sogar auf dem Boden der Hausflur, lagen auf Stroh verwundete deutsche Soldaten, schlecht gepflegt und noch schlechter verbunden. Der Hund verdoppelte hier sein Bellen, sprang einer morschen Treppe empor und in eine kleine Stube hinein, in welcher ein verwundeter Soldat auf Stroh lag. Leupold sah den Hund auf den Verwundeten losstürzen, ihm Hände und Gesicht belecken und dann zu ihm zurückkehren, um in seiner Thiersprache ihm zu sagen: „Siehe, hier liegt der, den du suchst!“ Leupold folgte dem Hund zu dem Strohlager und er=

kannte in dem matten Schein einer kleinen Öllampe seinen Vater. Da lag er, der große starke Mann, dem es zu eng gewesen war in dem kleinen Haus am Glaubergsborn, der sich nach Ruhm und Ehre in der Welt gesehnt hatte, da lag er nun als ein armer verwundeter Soldat, krank und hülflos. Nur mit Mühe erkannte er seinen Sohn, und er war so matt und betrübt, daß er meinte, als er seines Leupold Stimme hörte, er sei daheim, und leise sprach er den Namen seiner Elsbeth.

Leupolds Auge weinte, aber sein Herz jubelte. „Gefunden, gefunden!“ rief er, „nun weiß ich, warum mein Gott mich hieher geleitet und meine Flucht vereitelt hat! Vater!“ rief er, „ich bin bei Euch, Leupold ist da und die Mutter daheim ist wol auf, nun faßet Muth, nun wird alles gut; ich will Euch warten und pflegen und dann heimgeleiten!“ — „Jetzt, Phylax“, sagte er zu dem Hunde, „bleib hier uud bewache deinen Herrn, bis ich wieder komme und dem Vater Erquickung bringe.“ Und der Hund legte sich gehorsam auf das Stroh neben den Kranken.

Und der Kranke genas, aber erst nach Monaten, unter seines Kindes treuer Pflege, und als der Frühling kam, da kehrte die alte Kraft zurück und mit ihr der Muth. „Leupold“, sagte der Vater, „auf unsern Gängen um die Stadt her habe ich die Gegend erkundet und sie ist mir auch sonst nicht unbekannt, denn nicht fern von hier lag das Schloß meiner Ahnen. Das ist verfallen und ich wills vergeßen, ich habe jetzt nur Eine Heimat, und die ist daheim am Glauberg. Dorthin laß uns die Flucht richten und dann nimmermehr an die Ferne denken, wenn wir mit Gottes Hülfe den Glauberg wieder sehen. Als ich noch zu Roß saß, da

hab ich für die Zeit der Noth einen Zehrpfennig in meinen Koller eingenäht, der soll uns über den Rhein helfen und dann weiter in die Heimat." Und als nun wieder Nacht ward, da schlichen die Beiden und der Hund schweigend an den Schildwachen vorbei, durchschritten rüstig die Nacht und am Morgen fuhren sie über den Rheinstrom. Je mehr sie sich der Heimat näherten, desto weniger sah man den beiden Schäfern in ihren grauen Röcken und mit den Schäferstäben in den Händen an, daß sie aus dem Kriege kämen; sie schienen die Heerde eben verlaßen zu haben; auch sprachen sie nur von dem Wiedersehen der Mutter, des gefundenen Schatzes wurde kaum gedacht.

Und sie kamen heim, als die Abendsonne den letzten Strahl auf den Glauberg warf und auf das Häuschen am Born, an dessen Thüre Elsbeth stund und ihrer fernen Lieben dachte. Da lagen sie einander weinend in den Armen; und als Elsbeth unter Schluchzen fragte: „Herzer Arnold, bleibst doch jetzt daheim?" Da sagte der Bergschäfer: „Elsbeth, ich bin geheilt von meiner Krankheit, die dir viel Thränen gekostet; als gesunder Mensch bin ich heimgekehrt. Laß fahren dahin den großen Namen und die Ehre der Welt; über Weib und Kind und täglich Brod geht nichts auf Erden, und das hat mir mein Gott gegeben und ich will's dankbar genießen. Nun will ich ein Bauer werden, der Letzte Derer vom Berge ein Bauer, damit Arbeit die Grillen vertreibe und den Hochmuth dämpfe. Der Bergschäfer war noch ein fauler Schäfer, der Bergbauer soll ein fleißiger werden, damit sein Leupold von ihm lerne":

„„Schweiß an Händen hat mehr Ehre als ein güldner Ring am Finger.""

X.

Wegerich.

„Ich gieng im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt es brechen,
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort,
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.“

Von der ersten Frühlingszeit bis zum letzten schönen Tag im Jahre steht an allen Wegen im lieben Vaterland ein Pflänzchen, das heißt Wegerich oder Wegebreit. Unter allen Gewächsen ist es das unscheinbarste und unschönste, hat keinen Stengel und keine Zweige, sondern liegt breit und platt mit seinen bald eiförmigen, bald spitzzulaufenden, lederartigen, dunkelgrünen Blättern auf dem Boden. Kommt seine Blütezeit, dann geht mitten aus den Blättern heraus ein Schaft, mitunter bis zur Höhe eines Schuhes, und der hat oben eine Blütenähre, röthlich-weiß, mit einer Menge kleiner Blütchen, aus denen die Staubgefäße hervorsehen und eine Art von Bürstchen bilden. Und weil es so ärmlich aussieht, das Pflänzchen, so wird es wenig beachtet. Die Kinder bücken sich wol nach dem Vergißmeinnicht und nach dem Löwenmäulchen und sogar nach der Kettenblume; aber der muß schon ein curioser Liebhaber sein, der nach dem Wegerich sich bückt. Also für die frohen Menschen ist das Pflänzchen nicht geschaffen. Desto mehr aber für die Traurigen. Denn der Bauer, der nicht gerne in die lateinische Küche, sondern lieber in unsers Herrgotts Apotheke geht, freut sich, wenn das Kraut seinem Viehe so wol schmeckt; denn er weiß recht gut, daß es, auf böse Wunden und Eiterbeulen gelegt, ein gar trefflich Heilkraut ist, und denkt, was ihm gut thue, das müße auch seinem Viehe wol bekommen. Und von der Großmutter auf den Enkel herab hat es noch manch ander gut Zeugnis; denn es beruhigt das ungestüme Blut, und wer es im Frühling unter die andern Kräuter preßt oder als Thee trinkt, dem gibt sein Saft gesunden Magen

und heile Haut. Was will man mehr von einem einzelnen Kräutlein, das, zumal unter vielen Tausenden, das unscheinbarste ist?

Aber sein Nutzen für die Creatur ist damit noch nicht alle. Denn ist das Federbuschblütchen ausgefallen, so hat sich an jedem Blümchen ein Sämchen angesetzt, künstlich geborgen in einer kleinen Kapsel, und das Sämchen schließt in sich ein winzig Tröpfchen Öl. Das wißen tausend Menschen nicht, die mit dem Fuß das Samenkelchchen zertreten, und ohne daß sie es wollen, unsers HErrgotts Saatleute werden; aber jedes Finklein weiß es. Das ist seine Wißenschaft, von der Mutter ihm angeerbt und angefüttert, und wenn es die Flügel regen kann, dann fliegt es zu der vollen Ähre des Wegerichs, und die hat nie Mißwachs. Und wer dann ein Auge hat für der Geschöpfe Thun und Treiben, der sieht mit Vergnügen, wie der Distelfink — das Vöglein, das der liebe Gott nach der Kinder Märchen zuletzt gefärbt hat, als in allen Farbenschüßeln nur noch ein Tüpfchen übrig war — wie der Distelfink die gelben Schwingen ausbreitet und sich flatternd an den Stengel des Wegerichs hängt und mit ihm umfällt, daß er schier auf den Rücken zu liegen kommt nnd in dieser Stellung seine Schnabelweide hält. Und die Weide reicht nicht für heut oder morgen, sondern für lange, lange Zeit. Denn wenn der Schnee Alles bedeckt und die Ammern in die Dörfer kommen und sich unter die Spatzen mischen, dahin sie nie gehören, weil böse Gesellschaft gute Sitten verdirbt, so sucht der Finke die Raine auf und findet leicht über den Schnee hervorragen die Samenähre des Wegerichs; denn sie hält ihre Körner fest, bis sie gesucht

werden, und was die Finken zerstreuen, das hat der Schnee gesäet für's neue Jahr.

Wenn ich das von dem Kräutlein Wegerich so erzähle, so scheint es fast, als wollte ich eine Art von Naturgeschichte liefern für den curiosen Liebhaber. Aber dem ist nicht so; ich wollte nur erklären, warum ich die kleinen Histörchen, die hier folgen werden, mit dem Namen Wegerich belegt habe. Sie sind eben so unscheinbar wie jene Pflanze, wachsen wie diese am Wege, es geht Mancher an ihnen vorüber und sieht sie gar nicht oder tritt mit Absicht darauf, weil er morsch ist, wie die Leute sagen, oder gerade nicht gut gewitzt. Es gehört schon eine Art Natursinn dazu, neben einem Wegerichpflänzchen stehen zu bleiben, und so muß Einer auch eine besondere Art von Menschensinn haben, wenn er hören und begreifen soll, was die Leute hinter den Hecken und hinter den Gläsern, auf Wegen und Stegen und im Werktagskleid, ohne lange Besinnung, gleichsam aus dem Stegreif reden und thun. Da sind sie aber unübertreffliche Schauspieler und wißen selbst nicht, wie meisterlich sie spielen. Kein Souffleur hilft ihnen fort, und kein Publicum klatscht Beifall; nur dann und wann steht Einer dabei, „dem's zu Herzen gieng, daß ihm der Zopf so hinten hieng", d. h. Einer, der sich seiner Schalkheit und Schwachheit selbst bewußt ist, und der lacht, entweder zu den Bocksprüngen des Menschenherzens, oder er überlegt, sinnend und ernst, wie wahr es sei: „Es ist das Herz ein trotzig und verzagt Ding; wer kann es ergründen?"

Und aus solcher Betrachtung wird denn die Arzenei für das Herz bereitet, wie aus dem grünen Kraut des Wegerichs das Heilmittel; und wie sein

unscheinbares Blümchen leicht nach Zimmet riecht, so sind auch die Histörchen nicht ganz ohne allen Duft; und wie die Vögel kommen und suchen die kleinen Sämchen des Wegerichs und werden damit Säemänner, ohne es zu wollen, so nähren auch wol diese kleinen Erzählungen für Stunden, sind gleichsam Äpfel wider den Durst und geben damit Trieb und Nahrung, zu forschen und zu suchen das eigne Wesen, und zu studieren den Menschen; denn der bleibt immer mit seinem Geist das vornehmste Stück der Naturforschung.

1.

„Man kennt den Esel an den Ohren,
An den Worten kennt man den Thoren.“

Der Oberst Rieger, der Würtemberger, ist bekanntlich ein Hitzkopf gewesen, den seine Frau nicht anders abkühlen konnte, als daß sie die Schachtel holte, worin er den Bart aufbewahrte, der ihm einst im langen Gefängnis gewachsen war. Sah der Hitzkopf den Bart, dann schwieg das Gewitter plötzlich stille, das sich mit Donner und Blitz aus dem Munde des Trotzkopfs entleerte. Was hätte jene Schneidersfrau darum gegeben, eine solche Schachtel zu haben, die sie ihrem Manne vorhalten konnte, wenn der Raptus den erfaßte und er aus der Hölle sprang und auf sein Weib losschlug und dabei in einem fort schrie: „Willst du noch mehr? willst du noch mehr?“ Denn sagte sie: „Ach nein, ach nein, lieber Mann!“ so brachte das

Bittwort doch keineswegs den Schneider zur Ruhe, er schlug und schlug, bis ihm selber der Athem ausgieng.

Einst in einer guten Stunde, wie sie ja auch im Leben eines Schneiders vorkommt, war es am Abend eines blauen Montags oder sonst an einem blauen Tage, da faßte sich die Frau ein Herz, ihren gestrengen Eheherrn zu fragen: „Aber sage, Andres, was willst du denn eigentlich für eine Antwort, wenn du mich schlägst und fragst, ob ich noch mehr wolle?" Da sagte der Schneider mit Ernst und Würde: „Du weißt, Lore, wie ich gleich bin, und deine Hartköpfigkeit bringt mich immer noch mehr auseinander. Warum sagst du niemals, wenn ich hitzig bin und frage: willst du noch mehr? ‚wie Sie belieben?' Das Wort macht mich zum Lamm!" — Und die Lore hat sich das Wort gemerkt und hat damit aus einem hitzigen Schneider ein zahmes Lamm gemacht.

Wer nun keine Schachtel mit einem Bart im Haus hat, aber dafür einen Hitzkopf, der paße doch auch einen blauen Tag ab und frage nach dem Worte, das solche Wunder thun kann.

Es steht freilich noch ein Wort anderswo geschrieben, wer das kennt und zur rechten Stunde braucht, der erlebt noch ein größeres Wunder; denn das Wort schließt nicht allein den trotzigen Mund zu, sondern thut auch das trotzige Herz für die Liebe von Oben her auf und macht es dann mild und linde.

2.

Es gibt sich, wenn es ausgelaufen ist.

Es waren einmal zwei Bauernbüblein eingesperrt worden und sollten so lange das Haus hüten, bis die Mutter heim käme aus dem Feld und der Vater aus dem Wald. Warum man die Büblein nicht mitnahm, das weiß ich nicht; ich denke aber, sie sollten das Haus bewachen, damit kein Dieb den Weg hinein finde. Da haben sie denn zuerst ihr Butterbrod verzehrt, das ihnen die Mutter mit allerlei guten Vermahnungen zum Abschied geschnitten, und einen Topf mit Milch dazu getrunken, weil just kein Waßer im Hause war und das Brod Durst machte. Dann hat der Peter dem Hanneschen ein Märchen erzählt oder zwei, und beim zweiten hat das Hanneschen wiederholt in den leeren Milchtopf geguckt, ob nichts mehr darin sei gegen Durst und Langeweile. Dann haben sie sich zusammen an's Fenster gestellt und dem Wächter zugesehen, der gegenüber unter dem Holzstoß sein Lager hatte, wie er nach den Mücken schnappte und an der Kette zerrte; der Hund war auch eingesperrt und hatte Durst. Das sah das Hanneschen, und vor Mitleid und eigner Rührung giengen ihm die Augen über, und es brüllte: „Peter, ich habe Durst!" Indem, so sieht es, wie ein Huhn vom Mist herabläuft und gerade auf den Brunnentrog zu, und beugt seinen Kopf hinein und thut einen kräftigen Zug, und noch einen und wieder einen und hebt jedesmal den Kopf in die Höhe und schielt nach dem Fenster, wo die Büblein stunden, als wolle es sagen: „Etsch, ich hab getrunken, und ihr habt Durst!"

Das verdroß das Hanneschen gewaltig, es heulte noch lauter und schrie: „Ich habe Durst, Peter, ich glaub, ich sterbe!“ Das gieng dem Peter zu Herzen, und auch bei ihm begann der Durst; er heulte auch und sagte: „Komm, Hanneschen, ehe wir sterben, wollen wir uns noch einmal an Papas Bier laben, das im Keller liegt.“

Also stiegen sie hinab in den Keller, wo ein Fäßchen Bier lag zum Sommertrank, und der Peter rupfte den Stöpsel heraus und gab ihn dem Hanneschen und hielt den Milchtopf unter, und das Bier stürzte schäumend hinein. Wie die Blasen sich eben am Rand zeigten, da hielten sie die Mäuler an den Topf und stießen sich mit den Köpfen aus Begierde und Durst und tranken tüchtig. Aber so schnell sie tranken, so schnell lief das Bier aus dem Faße und noch viel, viel schneller. Es floß ihnen über Gesicht und Brust und Kleider weg; es gieng dem Hanneschen eben am Hals hinein und floß durch die Höschen hindurch und that ihm kalt auf seinem Leib, und es schrie und strampelte. Da rief der Peter in Angst: „Was schreist auch noch, der Topf ist längst voll und läuft über, gib mir den Stöpsel, daß ich das Loch zustopfe!“ Aber das Hanneschen hörte nicht; es schrie vielmehr: „Ich bin naß, ich bin naß bis auf's Hemd!“ Da machte sich der Peter selbst auf und suchte nach dem Stöpsel; er mußte doch irgendwo in der Nähe liegen; er suchte und suchte, aber er fand ihn nicht. Dafür aber floß das Bier aus dem Faß, daß es rauschte wie ein Springbrunnen. „Hanneschen“, rief da in seiner Angst der Peter, „das Bier ist gar mächtig, lauf hinauf und hol aus der Küche ein Holz oder einen Lumpen zum Zu-

stopfen, ich stecke derweil den Finger in's Loch und halt das Bier auf."

Das Hanneschen blieb lange aus, und als es kam, da hatte es ein Holzscheit in seiner Hand, so groß, daß man hätte einen Spund davon machen können auf ein Stückfaß. Aber der Peter rief ihm frohlockend entgegen: „Hanneschen, es gibt sich!" — Wol hatte es sich gegeben, das Faß war fast leer und lief nur noch dünn und langsam, und war von dem Bier nichts mehr übrig, als der Milchtopf für den Durst.

Und nun die Moral? Soll sie heißen: „Wenn die Katze fort ist, so tanzen die Mäuse auf dem Tisch?" O bewahre! Oder soll sie heißen: „Das Büblein hat getropfet, der Vater hat's geklopfet?" Bewahre! Die Moral liegt tiefer: „Und wer warten will, bis sich's gibt, dem können alle seine Fäßer im Keller aus- und alle seine guten Vorsätze davon laufen.

3.

Gedanken sind zollfrei, aber nicht höllenfrei.

Es stund einmal ein Bauer auf seiner Wiese und wendete das Heu. Und wie unter dem Rechen das Heu, so wandten sich unter dem Rad der Gedanken allerlei bunte Bilder hin und her; vielleicht auch das: „daß der Bauer Herr auf seinem Acker sei und ernten dürfe, was darauf wachse, und todtschießen dürfe, was darauf weide; und der das Jagdrecht erfunden, sei auch kein Bauer gewesen, der sich von allem Gethier

die Saat müße abfreßen laßen, sondern ein fauler Junker; und wenn nur die Zeit einmal wieder beßer würde, dann könne auch der Bauer die Flinte auf den Rücken hängen und das Gethier jagen nach Herzenswunsch." Indem, so rauscht's im nahen Walde und heraus fährt ein Hase, der Eile zu haben schien und darum die Augen nicht aufthat und gerade auf den Bauer zulief. Der nahm, im Vorgefühle der Zeit, wo das Jagdrecht aufgehoben wird, den Rechen in die Höhe, legte ihn schußmäßig an den Backen, und wie er „puff" ruft, so thuts einen lauten Knall und der Hase stürzt nicht weit von ihm nieder und verendet. Kaum ist der Schuß gefallen, so theilt sich das Gebüsch und der Förster stürzt mit drohend erhobener Flinte auf den Rechenschützen los und ruft: „Wilddieb, hab ich euch jetzt einmal!" — „Halten zu Gnaden, Herr Förster", sagte der erschrockene Bauer, „es war so böse nicht gemeint; und dacht ich denn, daß das Ding hier losgienge!" — Das Ding war nun freilich nicht losgegangen, wol aber des Bauern Gewißen; das hatte den Hasen wirklich geschoßen, drum erschrack er von Knall und Fall. Ach! wenn es jedes Mal einen Knall thäte, wenn das Menschenherz einen Gedankenschuß thut nach fremdem Gut und nach fremder Ehre, das gäb ein Heckenfeuer, wie in der schwersten Schlacht. Man sollte aber doch bedenken, „daß der HErr suchet alle Herzen und verstehet aller Gedanken Tichten".

4.

„Geloben ist ehrlich,
Halten beschwerlich.“

Zwei Eheleute waren reich, hatten aber nur einen Buben. Wen sie am liebsten hatten, den Buben oder das Geld, das ließ sich schwer bestimmen; es fragte sie Niemand danach, bis ihnen einmal der liebe Gott selber die Frage vorlegte, und da haben sie Antwort gegeben.

Der Bube ward krank, sehr krank, und sie saßen händeringend und klagend an seinem Lager, und der Mann sagte: „Ach! wenn uns der liebe Gott den Jungen erhält, so gebe ich den Armen hundert Körbe Brod.“ — „Das schickt nicht“, stöhnte die Frau, „ich denke, der Bube ist mehr werth, laß uns auch noch einen fetten Ochsen zusetzen.“ — „Meinetwegen“, sagte der Mann, „aber es schickt noch nicht, laß uns auch noch dreihundert Gulden baar Geld den Armen geloben, vielleicht hilft uns dann der liebe Gott.“ — Und der liebe Gott half; der Bube genaß, und das Brod ward mit heiterem Angesicht unter die Armen vertheilt und der fette Ochse auch, und dünkte den Beiden Geben seliger denn Nehmen, und sie thaten's gern. Wenn es aber an das baare Geld gehen sollte, da saßen sie wieder zusammen, wie damals an ihres Sohnes Krankenbette, und rangen die Hände und meinten, es sei doch gar zu viel, und baar Geld brauche es ja nicht zu sein, wenn man nur wiße, wie man sich aus der Verlegenheit ziehen könne. Und sie riethen hin und her, und ihr Gewißen schrie, aber das Geld noch lauter, und sie waren rathlos wie nie vorher. Endlich hatte es die

Frau gefunden. „Weißt du was", sagte sie, „wir geben das gelobte Geld unserm armen Buben da, daß er doch auch etwas habe für Krankheit und Angst." Und so thaten sie; sie gaben ihrem armen Buben die dreihundert Gulden, und der arme Bube gab sie den reichen Eltern wieder, und das Gelübde war erfüllt.

Versuch es einmal Einer, der sich selber kennt, über die Schelmerei der reichen Leute zu lachen! Wir dürfens nicht. Wir gleichen auf ein Haar den beiden Eheleuten. Was geloben wir nicht Alles in Stunden der Noth und der Rührung; und wenn dann die Zeit kommt, wo wir dem HErrn unsere Gelübde bezahlen sollen, dann erscheint uns unser schwaches, liebes Herz wie ein armer Bube, dem wir wol thun müßen, und wir sind dabei gar gerührt und schelmisch zugleich.

5.

„Scherz soll Schaf-, nicht Hundezähne haben."

Viel Waßer und Weide um ein Dorf her ist immer etwas werth; wenn man aber vor lauter Waßer und Weide nicht in's Dorf hinein und heraus kommen kann, dann geht es einem, wie es denen gieng, die damals, es war zur Zeit der schlechten Wege, sich glücklich in das Dorf hineingearbeitet hatten, aber auf der andern Seite nicht wieder heraus konnten. Denn vor einem tiefen Loche, mit Waßer und Schlamm angefüllt, hielten Roß und Wagen zu allen Jahreszeiten überlegend stille, und doch half alle Überlegung nichts. Denn wer

weiter mußte, der drückte in Gottes Namen, wenn er ein Gottesfürchtiger war, dem Pferde die Sporen in die Seite, oder hieb, war er anders gesinnt, mit einem derben Fluch auf sein Gespann hinein, drückte den Hut in's Gesicht, und war Roß und Reiter bei gutem Athem und der Schlamm nicht zu tief, so kam das Gespann auf der andern Seite wieder heraus in einem Zustande, wie etwa ein Ferkel, das im Sumpfe Mittagsruhe gehalten hat. Dem freilich ist's wol dabei, aber den Reitern und Fuhrleuten blieb oft nichts Anderes übrig, als bei dem Wirte Einkehr zu halten, der gerade dem Loche gegenüber seine Herberge hatte und oft zusah, wie die Fischer am Meere, ob der HErr den Strand segnen werde.

So steht er auch einst, das Pfeifchen im Munde, auf der Treppe vor seiner Thür und sieht einen Trupp Reiter ankommen, lustiges, junges Volk; die halten vor dem Loche und überlegen, wie sie hindurch könnten. Einer aber reitet keck auf den schmalen Steg zu, der für Fußgänger zur Seite des Waßerlochs angebracht war, und will mit dem Pferde da hinüber. Wie sich aber das Pferd scheut, die schmale Brücke zu betreten, da ruft er hinüber: „He da, Herr Wirt! kann man über den Steg reiten?" — Der Wirt thut einige mächtige Züge aus seiner Pfeife, auf daß sie ihm während des Dienstes an seinem Nächsten nicht ausgehe, öffnet seinen Mund und ruft: „Es kommen ihrer Etliche herüber, es fallen ihrer auch Etliche hinein; thut, wie ihr wollt!" Und dann blieb er stehen und rauchte weiter und dachte weiter: „Eins oder das Andere, mir Alles recht, ich bin Nummer Sicher."

Solcher Wirte mit brennenden Pfeifen und kalten

Herzen gibt's heute noch, auch da, wo die Wege beßer sind denn damals. Aus dem Verderben Anderer ziehen nicht nur die Aasvögel und die Mistkäfer ihren Vortheil, sondern auch die Wirte und Krämer und die Kuppler und die Pferdeverleiher, und die da schweigen, wo sie reden müßten; „denn wer da weiß Gutes zu thun und thut's nicht, dem ist es Sünde."

Viel beßer hat mir ein ander Stücklein gefallen, das zu einer andern Zeit, aber auch von dem Wirtshaus bis in das Dorf hinein geschah, das vor sich und hinter sich und mitten darin so böse Wege hatte. Einmal geschah es nämlich, daß das Waßer über die ganze Weide weggieng und bis mitten in das Dorf hinein. Da dachte Einer, der einen Klepper im Stalle hatte: er hat geruht gestern und vorgestern, so mag er heute etwas verdienen, und spannte ihn an seinen Karren und fuhr die Leute über, die des Weges kamen, die aus dem Orte für ein „schön Dank", die Bettler umsonst und die Leute von Ansehen und Stand um zwei Kreuzer Fuhrlohn. Wie er einmal wieder am Waßerloch hielt, kam über den Steg herüber eine Schar Musikanten, einer hinter dem andern drein, die Instrumente unter dem Arme, bereit, sogleich loszuspielen: denn wer gern tanzt, dem ist gut geigen. „Wollt ihr überfahren?" fragte der Fuhrmann. — „Ja wol", riefen die Musikanten, „aber bei uns thut's die Menge; nehmt einen Kreuzer statt zwei und laßt uns aufsitzen." — „Bin's zufrieden," sagte der Fuhrmann, „aber Eins halt ich mir noch aus: so lange ihr auf meinem Karren sitzet, müßt ihr mir spielen, zuerst den „Jäger aus Kurpfalz" und darnach den „Prinz Eugenius" und zuletzt: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten." Die

Musikanten sagten lachend zu und stiegen auf. Aber der „Jäger aus Kurpfalz“ war kaum halb aufgespielt, da merkte der Fuhrmann, daß das Waßer abnähme und das Ziel nahe wäre. Da ließ er den Klepper stehen, und die Musikanten thaten die Instrumente von Mund und Backen und riefen: „Vorwärts!“ Aber der Fuhrmann wich nicht; sie baten und drohten, aber der Klepper stund still im Waßer. „Erst die drei Lieder zu Ende“, sagte der Fuhrmann, „dann fahre ich euch auf's Trockene.“ Die Musikanten setzten mit zornrothen Gesichtern abermals die Instrumente an, und Jubel schallte aus allen Fenstern und vom Lande aus dem Fuhrmann zur Ermunterung. „Ich springe in's Waßer“, schrie der mit der Baßgeige, „ehe ich den Schimpf mir gefallen laße“, und that, als wollte er herab; aber nur lauter tönte der Jubel, und eine Stimme rief: „Recht so, die Baßgeige ist beßer, als ein Backtrog!“ — Was half's, auch das dritte Lied mußte noch gespielt werden, und als auch der „ungetreue Heinrich“ seinen Lohn bekommen hatte, führte der Fuhrmann die Musikanten auf's Trockene, und heute noch erzählt man im Orte von dem Spaße, zumal, wenn das Waßer groß wird.

Und bei großem Waßer fällt einem freilich allerlei bei, und das beste ist gewiß das von Noah's Rettung und von dem Täublein mit dem Ölzweige und von dem Friedensbogen über Noah's Opfer, ehe noch der erste Weinberg gepflanzt war.

6.

„Wer viel wünscht, dem fehlt viel.“

Es saßen einmal zwei Weidbuben an einem hellen Maitag am Waldsaum, indes ihre Kühe nicht weit von ihnen graseten. Man sah den Buben keinen Mangel an; denn ihre Backen waren roth und ihre Augen hell, und aus dem Sack des einen sah noch dazu ein Stück Brod heraus, groß genug, einen Hungrigen satt zu machen. Der eine hatte einen Zweig von der nahen Weide abgeschnitten, hatte ihn zugerichtet, mit Luftloch und Stöpsel wol versehen, und schlug mit dem Stiele seines Sackmeßers darauf los und sang: „Saft, Saft, Weide!“ Der andere trieb derweil Naturkunde. Er war Zeuge, wie ein früher Maikäfer neben ihm das Fest seiner Geburt feierte, wie er die Erde durchbrach und herausschlüpfte, sich reckte und putzte und versuchte, ob die Flügel ein Kreuz schlagen könnten. Der Weidbube hatte ihm unter lautem Frohlocken zugesehen, hatte ihm mitleidig geholfen, dann den Käfer in seine hohle Hand gelegt und hineingehaucht, daß er Leben bekommen sollte, und als es ihm Zeit schien, daß er fliegen würde, da hatte er einen Faden aus dem Unterfutter seines Wamses gezogen und den Käfer mit einem Bein daran gebunden, und während sein Kamerad das „Saft, Saft, Weide“ sang, brüllte er in den feinsten Trillern:

„Klewerchen, Klewerchen, flieg aus,
Flieg über's Bäckerhaus!“

„Das wär so übel nicht“, sagte plötzlich der Kamerad, „wenn das Klewerchen über's Bäckerhaus flöge

und zwei Weck heraus brächte, mir einen, dir einen, wie wollten wir da hineinbeißen!"

„Ach, geh mir hinweg", sagte der Andere; „wenn's Wünschen hülfe, dann wünscht ich mir etwas Anderes!" —

„Nun was denn?" — „Ich ließe mich auf einem Heuwagen durchs ganze Dorf fahren!" — „O geh, du Schlechter", gab der Kamerad zur Antwort, „da weiß ich etwas Beßeres!" — „Nun was denn?" — „Ich ließe mir eine Suppe von lauter Baumöl kochen!" —

Ob die Weidbuben das Wünschen noch weiter getrieben, oder ob sie es bei dem Heuwagen und der Suppe von Baumöl gelaßen haben, das erzählt meine Geschichte nicht; aber sie gibt doch allerhand zu bedenken. Einmal: „Wünschen und Wollen sind keine guten Haushalter"; denn sie halten nicht gut Haus mit der Zeit, und Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Zum Andern, so weiß selten Einer, wo ihn der Schuh drückt und hätte gern große Schuhe an kleinen Füßen, und der „hätt ich" ist ein böser Vogel, der viel Futter braucht und mit Spott davon fliegt, wenn man ihn fett gefüttert hat.

7.

„Der Wein ist gut, wenn er auch den Mann die Treppe hinunterwirft."

Es ist einmal in einem Städtchen eine Kindtaufe gefeiert worden, und zwar mit vielem Nachdruck. Sie muß wol die erste im Hause gewesen sein; denn es

wurden viele Gesundheiten dabei getrunken, und waren Viele da, die sie tranken, also daß dem Krämer des Städtchens, der auch geladen war, die Wehmuth schier das Herz abstieß. Was konnte er dazu, daß er wehmüthig ward unter dem Gesundheittrinken, während sein Nachbar, der Apotheker, plapperte wie eine Elster, und der Physikus dem Kindtaufsvater ewige Freundschaft schwur! Was konnte der Krämer dazu, daß der Stadtrechner, an dessen Brust er sich gern ausgeweint hätte, vom Stuhle fiel und ihm nicht Stand hielt! Niemand verstund ihn in dem bewegten Kreiße; er mußte die Einsamkeit suchen. So tastete er sich denn die Stiege hinab und fand auch ein stilles Plätzchen.

Eine Stube stund offen und war Niemand darin, und sie warm und behaglich. Was lag dem Krämer daran, daß kein Licht darin war; so sah auch Niemand die Thränen der Rührung. die er weinen wollte. Er fühlte um sich her und hatte richtig gefühlt. Da stund ein Sopha; hier wollte er ruhen und seinen Gefühlen Luft machen. - Gastlich nahm ihn das Sopha auf; er streckte sich der ganzen Länge nach darauf aus, dehnte und reckte die Glieder, seufzte und stöhnte und schlief endlich ein. Wie mit weichen Mutterarmen umfieng den Betrübten der Schlaf.

Droben im Festzimmer gieng indessen das Fest seinen gemüthlichen Gang; um die Lichter bildeten sich feuerrothe Kreiße, und die drehten sich so rasch, daß man nicht hineinsehen konnte, und aus den Gläsern sahen neidische breite Gesichter, die schlängelten mit den rothen Nasen, wenn man sie ansah, und sperrten die Mäuler, als wollten sie trinken und könnten nicht mehr. Da begann sich der Stadtrechner hinter dem Ofen

wieder zu sammeln, er schaute sich erstaunt um, er zählte die Häupter seiner Lieben, und siehe, es fehlte sein Busenfreund, der Krämer. „Wo ist der Krämer, ihr Nachbarn? Seht einmal, ob seine Laterne noch dort am Hacken hängt und sein Überrock mit den Katzenpelzen und sein Stock mit der Elle darauf nach dem alten Maß!“ Laterne, Rock und Stock fand sich in der alten Verfaßung, aber der Krämer fehlte. „Auf und suchet ihn!“ rief da der Physikus. „Jeder nehme ein Licht und folge mir, und wer nicht Schritt hält hinter mir her, der wird gepönt um eine Halbe!“ Wankend setzte sich der Zug in Bewegung, voran der Physikus. Den trieb die Praxis zuerst nach der hintern Seite des Hauses; aber da war der Krämer nicht. Dann suchten sie ihn in der Nähe des Neugeborenen, aber dort schreckte sie drohend das finstere Gesicht der Hebamme. Nun war noch ein Raum zu untersuchen, die Familienstube, wo man sonst aß und trank, das Geld zählte und allerlei that, was geschehen mußte, wenn es am täglichen Brod nicht fehlen sollte. Der Physikus that die Thüre auf und leuchtete hinein, aber auch hier war der Vermißte nicht; es war nichts Auffallendes in dem Zimmer, als ein großer Backtrog; der stund mit Teig gefüllt neben dem Ofen.

Eben wollte die Karawane wieder Kehrt machen, da trieb den Stadtrechner noch der Instinkt der Freundschaft zu dem Backtrog hin, und siehe da, aus dem Teige heraus schimmerte den erstaunten Kindtaufsgästen das rothe gerührte Gesicht des Krämers entgegen, aber sonst von dem Manne nichts, gar nichts. Der Brodteig hatte ihn schützend und wärmend in seine Arme genommen, war dann, seiner Pflicht eingedenk,

aufgegangen, hatte ihn von allen Seiten eingeschlossen und nur vor dem Angesicht des Betrübten hatte er Scheu gehabt.

Was nun weiter geschah, wie man den Krämer geweckt, was er gesagt, wie er ausgesehen, das kann sich ein Jeder selbst denken; auch darüber kann ich keine Auskunft geben, ob man den Teig dennoch zu Brod verbacken und auf des Krämers Gesundheit verspeist habe; denn es fällt allerlei in die Suppe, wie z. B. der Bäuerin ein Mäuslein in den Rahm, und man ißt sie doch.

Ich aber meine, es gelte den Corinthern nicht allein, was dort geschrieben steht: „Wißet ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert? Drum feget den alten Sauerteig aus", der da heißt: Säufer, Freßer, und wißet: „Je größer das Fest, je schlimmer der Teufel." —

8.

Wie sieht die Seele aus?

In einem Dorfe war ein Brand ausgebrochen, und zwar einer von denen, die sich nicht mit einem Schweinestall begnügen oder mit einer Scheune, sondern einer, der ganze Straßen in Asche legt, und das Leben der armen Bewohner bedroht. Und so war es geschehen; es ward nach dem Brande ein Mensch vermißt. Ein

Fremder, der am Morgen nach der Unglücksnacht voll Theilnahme zur Brandstätte kam, fragte einen Bauer nach Ursache und Verlauf des Brandes, und ob Menschen dabei verunglückt wären.

„Zum Glück nur Einer", gab der Bauer zur Antwort. — „Und hat man denn den Verunglückten gefunden?" — „Nein, Herr", gab der Bauer zur Antwort, „ihn nicht, aber seine Seele." — „Und wie sah sie denn aus?" fragte ernst der Fremde. Ohne sich lange zu besinnen, gab der Bauer zur Antwort: „Accurat wie eine Blutwurst." —

Seitdem der Bauer dort an der Brandstätte den letzten Rest eines Verbrannten für seine Seele gehalten, verstehe ich auch ein ander Pröbchen von Stumpfsinn, das man mir erzählt hat. Ein Reisender kam durch ein Dorf, und wie er eintritt, läuten die Glocken einen Todten zu Grabe, und unter viel Weinen aller Anwesenden bringt man den einzigen Sohn einer Witwe zu seiner Ruhe. Der Fremde schließt sich dem Trauerzuge an und hört, tief ergriffen, aus dem Munde des Geistlichen, wie der Thränen werth der Verstorbene gewesen sei, und alles weint darob und beugt sich unter des HErrn Hand. Nur einen Bauer sieht er unfern von dem Grabe stehen, der, den Kopf auf seinen großen Stock gestützt, unter seinem Dreimaster hervor mit der grösten Ruhe der Trauerhandlung zusieht und auch nicht eine Miene verzieht. Beim Weggang von dem Friedhofe gesellt sich der Fremde zu dem Bauer und fragt ihn: „Freund, gieng euch das dort nicht zu Herzen?" — „Nein", sagte fest der Bauer, „gar nicht, Herr, ich bin nicht von hier."

Seitdem glaub ich, daß in Etlichen die Seele wirklich eine Blutwurst ist, die unter dem Feuer der Liebe Christi nicht gar wird, sondern wo es Höllenbrände bedarf, damit sie seine Stimme hören.

9.

„Fischfang und Vogelstellen Verdarb schon manchen Junggesellen.“

Es saßen einmal im Wirtshause zusammen der Fischer, der eigentlich ein Leinweber, und der Vogelfänger, der eigentlich ein Schuster, und der Tagedieb, der eigentlich ein Schneider war, und der im Orte der Schote hieß. Es sprachen die Dreie, und thaten dazwischen manchen Schluck von ihrem Steckenpferd, das sie meisterlich zu reiten verstunden, indes die Ihren zu Hause nichts zu reißen und zu beißen hatten. „Wißt ihr denn auch“, hub der Vogelfänger an, „wie man in ein Nest mit jungen Blutfinken zu greifen hat, um lauter Männchen zu greifen? Das muß man thun, wenn Morgens die Sonne aufgeht. Dann sitzen die Männchen alle nach Osten, und was die Weiblein sind, alle nach Westen; das fehlt nicht.“ — „Und wißt ihr denn auch“, hub der Fischer an, „wo am besten Aale zu fangen sind? Das will ich euch sagen! In den Erbsenäckern sind sie am besten zu fangen, aber es gehört List und Geduld dazu. Denn der Aal, müßt ihr wißen, der ist halb Fisch und halb Schlange, und derohalber geht er so dann und wann an's Land und soll grausam

gern in den Erbsenäckern sein; ob er nun die Schoten frißt oder den Heimchen nachstellt, das weiß ich nicht." — „Hui", sagte der Tagedieb, und that einen tiefen Trunk aus seinem Glase, und drückte das eine Auge dabei zu, „wenn ist das, daß der Aal zu Land geht, bei Tag oder bei Nacht?" — „Allemal bei Nacht", sagte der Fischer, „denn er kann die Sonne nicht leiden, die trocknet ihm seine Haut". Damit wars für heute gut, und jeder der Dreie gieng seinen Berufsweg; der Fischer, um die Angeln für den Nachtfang zu legen, der Vogelfänger, um in den Hecken zu lauschen, wenn die Finken zur Abendatzung ihrer Jungen heimkehrten, und der Tagedieb schlenderte durch den Ort und hielt Rath bis in die Nacht hinein und drückte dann und wann das eine Auge zu und schmunzelte dabei.

Nun geschah es, daß es wieder Morgen ward, und der Vogelfänger machte sich auf, aus einem Blutfinkenneste die Männlein zu holen, die nach Osten im Neste sitzen, da begegnete er dem Fischer, der nach seinen Angeln gieng, aber schlecht erwacht sein mußte; denn er schalt im Gehen und war sehr unwirrsch. Ihm war in der Nacht das Netz gestohlen worden, das er zum Trocknen ausgespannt hatte, und er fluchte deshalb dem Dieb. Wie die beiden nun dem Bache zugehen, da bleiben sie plötzlich erstaunt stehen; denn in der Mitte eines Erbsenackers sehen sie den Tagdieb, wie er zitternd vor Kälte und Spannung in den Erbsen steht, das Netz zum Fang bereit hält und auf die Aale lauert, wenn sie aus dem Bache aufs Trockene kämen. Der Tagdieb war sehr unwillig über den Spott seiner Kameraden und gieng schmollend heim; „denn", dachte er,

„wären die beiden Maulaffen nur eine halbe Stunde später gekommen, so war der dickste Aal mein, denn ich hörte ihn schon in den Erbsen schleichen." Es geht nichts über List und ein scharfes Ohr. Von da an hieß der Schote im Dorfe der Aalfänger.

Wie viele solcher Aalfänger giebt's doch in der Welt, denen immer eine halbe Stunde vor dem Gelingen der Fang vereitelt wird! „Eure Zeit ist allezeit", sagt der große Menschenfischer und heißt die Seinen das Netz auswerfen in seinem Namen.

10.

„Ueber'm Eßen Wird Gott vergeßen."

Ein Vornehmer von gutem altem Adel hatte einen Andern seines Standes geladen zum Fischfang, und während das Waßer im Teiche allmählich abgieng und die Fische in ihrer Bestürzung aufs Trockne zu liegen kamen, vergnügten sich die Beiden an Speis und Trank und allerlei Kurzweil. Da erhebt sich ein Geschrei aus dem Teiche, und zwei Fischer ringen mit einem Hechte, wie keiner seit Menschengedenken war gesehen worden, und bringen ihn endlich an's Land und legen ihn zu den Füßen der erstaunten Herrn. „Ein gewaltiger Fisch", sagte der Eine, „kein Wunder, daß so wenig Brut in dem Teiche war, ein solcher Freßer weiß aufzuräumen." — „Und doch", sagte der Andere, „hab ich einen Bauer daheim, der frißt den Fisch und fragt

nach mehr." — „Alles, was in den Sack geht", sagte der Erste, „aber der das könnte, der müßte ja einen Magen wie eine Regimentstrommel haben; der Herr Bruder belieben wol nur zu scherzen." — „Gedenkt der Herr Bruder etwa eine Wette einzugehen, daß der Bauer Nimmersatt daheim den Fisch frißt?" — Und sie reichten sich zur Wette die Hand.

Der Reitknecht, den sie in das etliche Stunden entfernte Dorf schickten, traf den Nimmersatt nicht daheim, seine Frau aber meinte, er werde zum Imbiß nicht nein sagen und es lohne sich immer der Mühe, daß sie ihn vom Felde hole; denn sie spare wenigstens sein Abendeßen, und das sei schon ein Gewinn. Also wird der Mann vom Felde geholt und ihm von der Wette der beiden Herrn erzählt, und er sagt vergnügt: „Dazu kann Rath werden, Ihr seid an den Rechten gekommen, nur müßt Ihr mich erst ein Frühstück nehmen laßen." Der Reitknecht wollte abwehren, aber der Bauer meinte, erst wenn er hier einen rechten Grund gelegt habe, dann könne er dort bei den Herren seinen Mann stehen, wenn nicht, so bekäme er unter Weges den Jähhunger und dann blieb der Fisch ungegeßen. Also aß er zum Entsetzen des Reitknechtes einen halben Laib Brod und etliche Handkäse, nahm seinen Stab und wanderte rüstig neben dem Reitknecht her zum Fischteich.

Die Herren hatten dem Bauer den Fisch in drei Portionen theilen und jede besonders bereiten laßen. Erst kam der Hecht abgesotten und dann in einer Brühe und endlich gebraten, und alle drei Portionen verschwanden, man wußte nicht wie, langsam, aber sicher durch den Mund des Nimmersatts. Wie das letzte Stücklein

verzehrt war, da drehte sich der Bauer um und sagte: „Nun, kommt jetzt der Fisch bald?“ —

Die Wette war gewonnen und verloren, und der Nimmersatt fragte nach mehr. Das ist seit Lucullus und anderer Freßer Zeiten wol schon öfter geschehen, und braucht einen nicht Wunder zu nehmen, daß es Menschen mit so weiten Magen gibt. Gibt's ja doch solche mit noch viel weiteren Gewißen, die allmählich so viel verschlingen, bis sie es zur Kunst bringen. Aber thun wir die Frage des Nimmersatts nicht alle und fast täglich: „Kommt denn der Fisch bald?“ Der liebe Gott speist uns unverdient und reichlich, und je satter wir sind, desto öfter fragen wir nach mehr.

11.

Allerlei vom Doctern und Quacksalbern.

„Ein Doctor und ein Bauer weiß mehr denn ein Doctor alleine.“

a.

Es ist einmal mit gar betrübtem Gesichte ein Bauernbursche zum Pfarrer gekommen und hat den Tod seines Vaters angezeigt. Da hat der Pfarrer gefragt, was dem Kranken gefehlt, und ob er denn keinen Doctor gebraucht habe, und der Sohn hat Red und Antwort gegeben und gesagt: „Mein Vater war lange schon ein fleißiger Mann und hat allerhand gebraucht, und Doctor und Apotheker sind über ihn gegangen, aber es wollt

nicht glücken. Da kam just vor etlichen Tagen ein Sauschnitter in's Haus, dem klagte mein Vater seine Noth, und der Mann that grausam gescheid und sagte, wenn's weiter nichts ist, da wollen wir helfen. „Nehmt nur eine Hand voll Gerstenähren und kocht die mit einem Löffel voll Pfeffer in einem Schoppen Bier, thut auch ein wenig Backofenleimen daran und trinkt das. Darnach nehmt ihr eine Hand voll Sauborsten und brät die in Bickenfett, und mit der Salbe reibt ihr den ganzen Leib ein. Sodann laßt ihr an beiden Füßen zur Ader und schröpft über den ganzen Körper." — „Vater", sagt ich da, „versucht das Mittel nicht, es ist Euch zu stark; aber einmal, er hatte Glauben daran und braucht es, und am andern Tag da war er todt.

b.

Ein Doctor hatte einem Patienten eine Arznei verordnet und auf das Recept geschrieben: „Vor dem Einnehmen gehörig zu schütteln und zu rütteln." Der Apotheker hatte pflichtschuldigst den Rath auch auf die Signatur gesetzt und des Patienten Pfleger und Wärter hatten ihn gelesen und auch verstanden. Am andern Morgen, als der Doctor kommt, um zu sehen, was das Mittel für Wirkung gehabt habe, da findet er den Patienten keuchend und in Schweiß gebadet, denn zwei seiner Leute haben den Kranken unter ihren Händen und schütteln ihn aus Leibeskräften, und dem Kranken geht schier darüber der Athem aus.

c.

„Euer Sohn hat nur ein Auge, seit ich ihn nicht gesehen, wo ist denn das andere hingekommen?" —

„Das ist halt ausgegangen, Gott solls wißen, wie“, seufzt der Alte und kratzt sich hinter den Ohren. — „Aber ein Aug geht doch so schnell nicht aus, da muß doch etwas geschehen sein? — „Allemal ist etwas geschehen, aber was, das begreif ich selber nicht. Da kommt am Abend mein Peter heim und seine Mutter sagt zu ihm, Peter, wie wärs, wenn du mir etwas Holz klein machtest, das Feuer zur Abendsuppe will nicht brennen. Da geht mein Peter in den Stall, und ich höre ihn am Holz hauen, und seine Mutter bläst derweilen unter den Knorzen, aber das Feuer will nicht brennen, und gehn ihr dabei die Augen über vor Rauch und Ungeduld. Auf einmal hört der Peter auf, Holz zu hauen, und dann kommt er aus dem Stalle und schreit: Vater, mein Aug ist hin! Peter, sag ich, du wirst doch nicht? — Vater, sagt er und schreit und hält das Gesicht mit beiden Händen, mein Aug ist hin. So legt er sich ins Bette und hält das Gesicht mit beiden Händen zu und schreit zum Herzbrechen. Das hat uns denn gejammert und wir haben mitgeschrieen die ganze Nacht durch, und dann hat meine Frau gesagt: Kaspar, geh für den Peter nach Rath, ich kann ihn nicht länger jammern hören. Da hab ich meine Stiefel angezogen und wollt zum Doctor gehen. Und wie ich in die Obergaße kommen bin, da hat der Schmid an der Thüre gestanden und hat gesagt: Kaspar, wohin des Wegs? Nach Leindorf, hab ich gesagt, zum Doctor, mein Peter hat einen Schaden am Aug gekriegt, da will ich mir Rath holen. Kaspar, sagt der Schmid, mit den Augen ist nicht zu spaßen, die Doctors können einem kein neues machen, wenn sie einem eins auscuriert haben; bleibt daheim und überlaßt dem lieben Gott das

Aug, daß ers macht, wie er will, so oder so. Da war ich schon halb wendig, gieng aber doch nach Leindorf und weils just Mittagszeit war und der Doctor sicher am Eßen, so denk ich: der Mann will auch seine Sache, du kehrst derweilen im Hirsch ein und trinkst ein Vierteln, das Brod dazu hatte ich mitgenommen. Da saßen allerlei Gäste und ein Wort gab das andere, und Jeder wußte etwas dawider zu reden, und Mancher hatte gar schreckliche Sachen erlebt, wie die Doctoren mit den Augen der Leute umgiengen, daß ich vollends den Muth verlor. Also trank ich mein Viertelchen aus und gieng heim und sagte dem Peter Alles, was ich gehört. Aber der Peter gab keine Antwort, sondern er hielt die beiden Hände vors Gesicht und schrie, und das that er vierzehn Tage und vierzehn Nächte anschwit (en suite), und wie er die Hände vom Gesicht that, da war das Aug hin. Nun änders einer!" —

d.

Der Erzähler hat sich sagen laßen, daß Zahnschmerz über alle Schmerzen gehe, mit denen das Menschengeschlecht heimgesucht sei, und er muß es wol glauben, wenn er von einem Verstorbenen sagen hört: Dem thut schon lange kein Zahn mehr wehe, und wenn er da und dort aus Volksmund die Sprichwörter hört: „Zähnepein ist große Pein" und „Gesunder Zahn kaut Brod zu Marzipan." Denn wenn der Erzähler zu Rath und Trost einem Zähnekranken begegnete, dann mußten wol ihre Schmerzen ganz ins Ungeheuerliche gehen, denn ungeheuerlich waren die Schilderungen, die sie von ihren Schmerzen machten. Was die Weiblein lieber leiden wollten als Zahnwehe, das sei verschwiegen,

wenn aber ein Mägdlein sagte, es sei ihm in dem bösen Zahn, als wenn eine Maus drinnen nach Lunge und Leber wühle, und wenn ein Mann versicherte, es sei ihm, als wenn ein Regiment Kosaken darin exerciere, und ein anderer, er wolle lieber zehn Schwären in voller Blüte haben, als eine Stunde Zahnschmerz, — dann muß es wol wahr sein, daß „Zähnepein ist eine große Pein", und daß es nimmer wahr ist, was das Sprichwort dazu lügt: „Aber ohne Mann sein, ist noch größere Pein." Darum kann ichs dem Bauer nicht übel nehmen, der mit einem solchen bösen Zahn zum Doctor gelaufen kam und den um Gottes willen bat, er möge ihn von dem Unhold befreien. Denn heißts auch: „Zähne und Habe verlaßen thut wehe", so ists doch mit einem großen schnellen Schmerz geschehen, zumal, wenn man, wie jener Patient, zum rechten Doctor kommt, der mit der rechten Zange den rechten Griff that, und husch, war der Missethäter heraus.

Der Bauer athmete erst schwer und dann leicht und leichter und zog dann langsam den Beutel von Leder, an dem der Schlüßel zum Wandschränkchen an dem einen Riemen und der Pfeifenraumer eines Säbelchens von Messing hieng und sagte: Das war bald geschehen, Herr Doctor, was bin ich schuldig? — Sechs Batzen, sagte der Doctor. — Sechs Batzen? antwortete der Bauer, das ist ja ein Taglohn und den hat er im Handumwenden verdient! — Meint ihr? sagte der Doctor. Ja, gab der Bauer zur Antwort, da war ich erst bei Einem von Euresgleichen, der hat mich für sechs Kreuzer eine Stunde lang an der Zange in der Stube herumgeschleift und ihr fordert für eine Minute sechs Batzen? —

Wie nun der Doctor mit dem Bauern fertig geworden ist, ob er ihm den bösen Zahn wieder eingesetzt oder als ein rechter Blaupfeifer das Zahnwehe auf einen andern Zahn gewünscht, wie man das im schwarzen Raben und in andern Zauberbüchern lesen kann, — davon erzählt die Geschichte nichts. Nur das lehrt sie: „Gibt der Bauer, so sieht er sauer", und „nicht zu geben findet der Geizige allerweg Ursach."

e.

Der Erzähler hat erst spät gelernt, und ist doch schon frühe in die Lebensschule gegangen, daß nicht Alle krank sind, die Ach und Wehe schreien, und daß es Menschen gibt, die über einen Riß in der Haut ein Lamento aufschlagen, als wenn sie am Spieß steckten. Bis man das hat rund gebracht und vor Mitleid und Erbarmen nicht gleich mit aus der Haut fährt, und einen Doctor nicht gleich für einen Cannibalen hält, wenn er nicht mit seinem Patienten jammern will, da muß man erst selbst eine Zeitlang in der Kreuzschule ein- und ausgegangen sein, und gelernt haben: „Das Kreuz gefaßt, ist halbe Last." Denn es gibt Viele, „die mit dem Kreuz gehen, aber wenig Kreuzträger", und „hinters Kreuz versteckt sich nicht selten der Teufel." Der stachelt nicht allein die Verzäglichen und die Lamentierer, daß sie nach dem Almosen eines wolfeilen Mitleids lüstern sind, sondern der neigt auch zur Heuchelei, daß der Hinkende sich zu einem Lahmen, und der Bauchbläsige sich zu einem Waßersüchtigen, und der Schele sich zu einem Blinden verstellt. Und wenn die Stunde des Verzagens vorüber gegangen ist und die Angsthunde einen solchen Furchthasen verlaßen haben,

und er wieder anfängt zu athmen, dann merke einmal Jemand Satans List in einem solchen Jammermenschen, dann hat er weder etwas gelernt noch verlernt, sondern der ganze alte Mensch kommt wieder zum Vorschein, kurz, „am Lachen und Flennen ist der Narr zu erkennen“, und oft noch etwas viel Schlimmeres.

Das Alles fällt dem Erzähler ein, wenn er noch des Kindes Israel gedenkt, das man eines Tages um die Mittagszeit ins Haus eines Doctors nicht brachte, sondern schleifte. Zwei Männer schleppten den Juden daher, und seine Beine waren, als wären sie von Kautschuk, denn sie brachen bei jedem Schritte zusammen, er war blau im Gesicht und seine Augen lagen vor dem Kopfe und stierten verzweiflungsvoll umher. Hinter ihm drein kamen die Weiber gerannt, zerrauften sich die Haare und schrieen: „Der Schmul muß ersticke, der Schmul muß ersticke, er hat einen Knochen im Hals, ein Knochen, ein Knochen, ein Knochen!“ — Der Doctor gerieth auch nicht einen Augenblick aus der Faßung, er hieß den Patienten auf einen Stuhl setzen und langte aus seinem Schranke ein Stäbchen von Fischbein, das schon mehrmals zu diesem Experiment gedient haben mochte, und fieng an in den Hals des Juden zu stoßen, wie etwa der Pumpenmacher thut, wenn das Werk sich verstopft hat. Anfangs wurde der Jude noch blauer im Gesicht, dann aber plötzlich roth, dann bekamen die Augen wieder den alten Blick, und wie das Stäbchen aus seinem Munde heraus ist, dreht er sich nach der Frau des Doctors um, und sagt: „Brauche Sie kein Lebkuche, Frau Doctern?“ —

Wer über das Kind Israels lacht, daß es nur ein Ding fürchtete, den Tod, und nur eins liebte, den

Schacher, und daß beide sich in sein Herz so getheilt hatten, daß kein Raum mehr darinnen war für ein Drittes, für den Dank gegen Gott, der wolle bedenken, daß einmal Einer einen Menschen im Waßer mit dem Tode kämpfen sah, der kein Jude, sondern ein christlicher Weinreisender war, an dem sich wahrscheinlich das mißbrauchte Waßer rächen wollte. Und wie er dem Ertrinkenden aus dem naßen Grab geholfen und ihn auf seine Beine gestellt hatte, da griff der dienstgetreue Commis in seine Rocktasche, überreichte seinem Retter eine Karte und sagte: Ich empfehle mich zur geneigten Berücksichtigung, ich mache für Stieglitz und Comp. in Wein!"

„Denn Handel und Wandel leidet keine Freundschaft", auch die nicht gegen den lieben Gott.

12.

„Aus einem Schlecker wird ein armer Lecker."

Es steht am Sonntag Morgen, als es das zweite Kirchenzeichen läutet, eine Mutter an dem Herde und kocht Hirsebrei. Sie sputet sich, so viel sie kann, denn sie will noch zur Kirche fertig werden und das Feuer will nicht brennen, und ihr Junge ist ihr überall im Wege. Steht sie rechts, so steht er auch rechts, und schaut in den Kroppen hinein und labt sich an dem süßen Hauch seiner Lieblingsspeise, und kaut dazu an einem gewaltigen Stück Brod, denn er war just in dem Alter, wo die Buben allzeit Hunger haben. Endlich

brennt das Feuer und der Brei kocht; er wird von der Mutter vom Feuer gehoben und in die Schüßel geschüttet, und wieder ist der Kopf des Buben in der Nähe, denn der kann sich nicht satt riechen. Aber jetzt geschieht erst das Wunder mit der Sonntagsspeise. Die Mutter holt die Zuckerdose und ein Dütchen mit Zimmt, und bestreut den Brei, und nun erst merkt der Junge recht, daß es Sonntag sei, und schlürft mit Wolgefallen den süßen Duft in seine Nase. Dann verdeckt die Mutter die Schüßel sorgsam, schlägt ein Tuch darum und stellt die Kostbarkeit ins Bett, damit sie warm bleibe bis zum Ausgang aus der Kirche. Dann geht Alles aus dem Hause zur Kirche, das Büblein aber läßt man daheim, das Haus zu hüten.

Der Bube geht auf und ab vor dem Bette, wie ein Knappe, der seine erste Ritterwacht vor einem Heiligenschrein oder vor dem Söller seiner Gebieterin zu thun hat, und zeigt sich der Phylax in der Stube oder ein vorwitzig Huhn, gleich wird es unter Schelten davon gejagt, und bald darauf das Bett aufgedeckt, um zu sehen, ob der Schatz auch keinen Schaden gelitten habe. Noch steht die Schüßel unversehrt da in der schützenden Umhüllung und warm ist sie auch noch, davon überzeugt ihn sein Gefühl. „Aber Vorsicht schadet nicht“, denkt er; „es könnten ja unsichtbare Nascher sich an dem Brei vergriffen haben, du willst einmal nachsehen, ob er noch in der alten Verfaßung ist.“ Gesagt, gethan; er schlägt das Tuch auseinander, er hebt den Deckel von der Schüßel, und ein Wolgeruch strömt ihm entgegen, daß er schmunzelte vor Behagen. Er tupft mit dem kleinen Finger darauf, — wieder ein Wunder, der Brei hat eine Haut gezogen so dicht und

süß wie nie. Er tupft noch einmal, die Rinde bricht und der abgeleckte Finger schmeckt zuckersüß. Da bohrt er noch ein zweites und ein drittes Loch in die Rinde; dann nimmt er zwei Finger und endlich drei und die ganze Haut ist endlich abgezogen und wird von ihm verspeist.

„Nun Hirsebei häut dich wieder“, sagt er und deckt den Deckel darauf, hüllt ihn auch warm ein.

Wenn es ihm Zeit scheint, daß die Leute bald heim kommen, da denkt er, ich will doch einmal nach dem Brei sehen, ob er sich gehäutet hat, und er deckt die Schüßel auf. Aber der Brei hatte keine neue Haut gezogen, er sah weiß und verlegen aus. Weiß und verlegen ward auch der Bube darob, und wie man eben Vaterunser von dem Thurm läutete, da klang ihm die Glocke wie der Mutter Stimme, wenn sie zum Stocke griff, er fieng an zu heulen und rief: „Ach Hirsebrei, Hirsebrei, häut dich! Ach häut dich doch!“ — Der Hirsebrei war aber kein Tischchen deck dich; er hat sich nicht gehäutet, wol aber hat des Buben Rücken etwas bekommen, das schmeckte schwerlich nach Zucker und Zimmt.

Wär das nun die ganze Moral von der Geschichte, so wär sie sehr hausbacken. Ich glaube aber, es steckt viel mehr dahinter. Mutter Natur kocht ihren Kindern manchen süßen Brei und deckt ihn noch eine Zeitlang zu und will ihn erst dann genoßen haben, wenn ihre Kinder zuvor dem HErrn der Natur die Ehre gegeben und ein gläubig Vaterunser darüber gebetet haben. Nun aber gibts Vorwitzige und Schnäuper, die gehen über die Schüßeln, ehe sie ein Recht haben, und eßen das Süße herunter. Und tönt ihnen endlich die Vater=

unserglocke ins Ohr und ins Gewißen, wenn es zu spät ist, dann möchten sie den Schaden ungeschehen machen und können nicht, und die Angst überfällt sie wie ein gewappneter Mann.

„Darum, mein Kind, so prüfe, was Leib und Seele gesund ist, und was ihnen ungesund ist, das gib ihnen nicht!“ —

13.

„Zwischen der Suppe und dem Mund kann sich Vieles ereignen.“

Wenn Gott will und ein Mensch soll gespeist werden zur Zeit der Hungersnoth, dann macht er wol auch die Raben zu seinen Speisemeistern, wie es mit Elias geschah am Bache Crith. Und wenn die Kinder nach Brod rufen, wie dort in der verschütteten Sennhütte, und der Hungertod stiert als ein schreckliches Gespenst in die Dunkelheit der Schneenacht und der Verzweiflung hinein; dann läßt derselbe reiche HErr, der den Elias speiste, wol auch ein Gemslein durch den Schornstein herabfallen zur schnellen Kürzung des Hungers. Sonst aber fällt nichts durch den Schornstein, als höchstens der Ruß in die Suppe, und Käse und Butter wirft bisweilen der feurige Drache, wenn er durch die Luft fährt, den Weibern in den Topf, die, wie meine alte Nachbarin sagt, einen Bund haben mit dem Bösen und also von ihm gelohnt werden. Davon möchte ich aber nichts eßen, denn die schmecken sicher nach der höllischen Küche, wo mit Schwefel geheizt wird.

Ist aber nicht manches Menschenherz drauf und dran, mit dem Bösen einen Bund einzugehen, zumal wenn es sorgt, und sich grämt, und den Nachbar beneidet, und sich ärgert, daß morgen Sonntag sei und kein Fleisch im Hause. Also sah es an einem Samstag in dem Herzen der Ursel aus, die mit ihrem Manne, dem Hanpeter, in dem kleinen Häuschen dort am Berge just am Ende des Dorfes wohnte. Die hatte den Kroppen mit Mehlsuppe über das Feuer gehängt und Schmalz und Salz hineingethan, und bei sich selber gedacht: „Heut ists Samstag, nun gut, da laß ich mir die Mehlsuppe zum Abend gefallen, aber morgen ists Sonntag und ist kein Loth Fleisch im Haus. Das Dörrfleisch ist gegeßen, und Grünfleisch, du lieber Gott, wer gibt uns armen Leuten ein Stück frischen Speck, oder sonst ein Brätlein in den Topf zum Sonntag?“ Und sie dachte sich hinein in den schweren Gedanken und kam tiefer und tiefer hinein, und machte unserm HErrgott eine ellenlange Rechnung und schalt über die Nachbarin, die heute ein fettes Stück Fleisch aus der Stadt geholt und es recht zur Schau getragen, nur daß sie sich darüber ärgern solle, aus keinem andern Grunde. Und wie sie so recht ingrimmig ward, da kam ihr auch noch ihr Mann, der Hanpeter, mit so einer dummen Frage in die Quer, und sie trumpfte ihn tüchtig ab, und der Mann schalt, und die Frau blies ins Feuer, daß die Funken flogen und schalt auch, und die Suppe kochte über, und über dem Häuschen auf dem Berge hörte man Rufen und Hundebellen und Schießen, gleich als wäre es das Echo von der wilden Jagd in dem kleinen Häuschen. Das Getümmel aber in dem Hohlweg galt einem armen Hasen. Den hatten die Hunde vom

Berge herabgetrieben und der Langohr wußte nicht wohin er sich wenden sollte, denn oben und unten stunden die Schützen und die Schrote fuhren um ihn her wie Hagel. Da that der Hase einen verzweifelten Sprung, wie er meinte, einen Berg hinauf, aber eigentlich aufs Dach, unter dem die Ursel und der Hanpeter Sorgenjagd hielten, und als er oben ein Loch fand, da meinte er in einen Dachsbau gefallen zu sein und stürzte sich hinab. Die streitenden Eheleute hören kaum das Gepolter, so fuhr eine Hase durch den Schornstein herab und gerade in die Suppe hinein, daß sie hoch übersprudelte und das Feuer unter dem Kroppen zischend dampfte. Der gewünschte Sonntagsbraten zappelte noch ein wenig und verendete dann in der Suppe. Jubelnd stürzten die Jäger ins Haus, nach ihrer Beute zu sehen, und fanden die Ursel und den Hanpeter, wie sie mit offenem Maule das Sonntagsfleisch iu der Suppe anstarrten.

Item, das Ehepaar durfte den Hasen behalten, und hat ihn wirklich am Sonntag verspeist, ob die Fleischbrühe auch, das weiß ich nicht. Nur das weiß ich: Unser HErrgott läßt manchmal auch einen Hasen durch den Schornstein in den Kroppen fallen, um dem thränenreichen Sorgenvollen zu zeigen, daß er auch noch Wunder thun könne, wenn er wolle; daß sie aber viel beßer thäten, sie äßen ihre Mehlsuppe mit einem fröhlichen Helfgott, als daß ihre Sorgen sie Hasenhaare darin finden ließen.

14.

„Sparsam, sparsam! sagte Hans Hungerleider und machte aus einem Schwefelspan drei.“

„Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei“, so hats geheißen, als nach der Schlacht bei Mühlberg dem General und seinen Soldaten der Tisch gedeckt ward. Nun, es mag damals geschehen sein, daß manchem Soldaten nach der sauren Kriegsarbeit auf das eine Ei etliche Därme wüst mußten liegen bleiben, und ist doch sonst wol auch Manchem, der Hunger hat, ein Ei einstweilen ein willkommenes Magenpflaster, bis zur gesegneten Mahlzeit am vollen Mittagstisch. Wenn aber, wie bei der Pfarrfrau zu Hungerau, eine gesegnete Mahlzeit zu den verbotenen Wünschen gehört, wie heut zu Tage in nobler Gesellschaft das Prositwünschen nach dem Nießen, dann wehe den Knechten und Mägden, die, wie der fromme Schweppermann, des Hauses Wolfahrt in allerlei Schlachten und Treffen in Feld und Stall erkämpfen halfen, und doch Tag für Tag den Hungerriemen brauchen konnten, von wegen schmalen Bißen und bellendem Magen. Denn die Pfarrfrau von Hungerau hatte keine Kinder, die sie im Alter hätten nähren und satt machen können, darum mußte sie einen Nothpfennig sammeln, damit es ihr und ihrem Alten nicht an Alterstrost fehle. Darum spann sie gerne im Mondschein, hielt ihren Hühnern keinen Hahn, und machte Backwellen aus den Birnstielen. Machte sie dem Gesinde schon Werktags die Suppe so dünn, daß man

auch mit dem besten Vergrößerungsglas kein Fettauge darauf hätte finden können, und schnitt sie ihm die Brodscheiben so kunstreich zu, daß man hätte durch die Löchlein eine Sonnenfinsternis nach Bequemlichkeit beobachten können; so hielt sie die Sonntagsfütterung geradezu für unverantwortlichen Luxus, und meinte, so ein Ruhetag nähre schon an sich genug, und ein gesunder Schlaf am Sonntag sei grausam sättigend. Darum stellte sie einst am Sonntag Abend nur ein ganz kleines Töpfchen auf die Kohlen und füllte es mit reinem Brunnenwaßer. Und als es lustig aufkochte, da legte sie behutsam zwei Eier hinein, zählte hundert, und fertig war das Abendeßen. Von den Eiern war eins für sie und ihren Alten, und eins für die Magd und den Knecht. Wie sie aber am Abendtisch sitzen, der Pfarrer von Hungerau und sein Weib, und jedes von ihnen das halbe Ei erst andächtig beschaut und Schnittchen vor Schnittchen in's Salzfaß tunkt, und unter Wehmuth und Wollust verzehrt, da stürmt die Magd herein und schreit: „Frau Pfarrerin, der Knecht hat das Ei ganz gefreßen!"

Dem Pfarrer entsank vor Schrecken der Rest seines Abendbrodes und mit verzweifelter Stimme ruft er: „Platzt er, so platzt er!"

Ob der Knecht an dem einen Ei geplatzt ist, das laße ich dahin gestellt, sintemal die Vogel Strauße bis dato noch nicht in unsere Hühnerställe legen; aber das kann ich verbürgen, daß der Geldsack der Frau Pfarrer von Hungerau noch vor der Zeit geplatzt ist, und daß lachende Erben keine Eier dafür geschmaust haben, sondern Straßburger Gänseleberpasteten, und haben Bur-

gunder dazu getrunken, weil ein solches Genasch Durst macht. Darum merke:

„Der Geiz ist wie ein Pferd,
Das Waßer säuft und Wein fährt."

15.

„Duck dich, laß vorüber gan,
Das Wetter will seinen Willen han."

Es hat einmal im Hessenland ein Städtchen gelegen, und ich glaube, es steht noch, darin war man mit dem lieben Gott nie einig. Ließ er regnen, so wollte die Frau Schultheißin Wasch trocknen, und ließ er die Sonne scheinen, so brauchte Einer aus dem Rathe Regen für seinen Krautlappen *). Und war der befriedigt, und der Wind wehte auf Gottes Geheiß und trocknete das Erdreich und kühlte die Luft, dann hatte der Rathschreiber Zahnwehe, und der Bettelvogt wetterte, und bekam das Zipperlein vor der Zeit in so schwerem Dienst auf den zugigen Gassen hinter den Bettelleuten her. Ob der Geishirte aber mit trockenem Kittel heim kam oder in der Hitze des Tages seinen Näschern durch Gestrüpp und Dornen nachjagen mußte, sintemal die Geisenhut die schwerste auf Gottes Erdboden ist, das kam gar nicht in Betracht, und doch meinte der Geishirt, er wäre gleichsam auch ein Mensch. Das glaubte ihm im Städtlein nicht Jedermann, am wenigsten Jedefrau, denn der Geishirt war dem schönen Geschlecht sehr unleidlich, weil er nie versäumte, auch ungefragt den Wetterpropheten zu machen. Wenn er Abends heim

---

*) Pflanzenland.

trieb, dann holte er gleichsam nach, was er den Tag über versäumt hatte, und sagte z. E. zu der Frau Schultheißin: „Morgen zum Frühstück haben wir Regen, denn warum? mein Bock hat den Schwanz gegen den Wind gedreht, — Frau Schnapperin, ehe eine Stunde vergeht, haben wir Donnerwetter, eure Geis hat die Beine auseinander gestreckt wie ein Melkstuhl, das bedeutet ein Wetter!" — „Frau Kreuzbein, habt ihr Lackveiglein oder Rosmarin auf dem Fensterbrett, so thut sie zeitig herein, es wird zur Nacht stark winden, warum? eure Geis hat Hollunderblätter gefreßen, das thut sie nur wider den bösen Wind." — „Laubfrosch, Nachteule, Todtenvogel", schrie die empörte Frau Kreuzbein hinter dem Hirten drein, „kannst du Wetter machen, so probier einmal deine Kunst und laß drei Tage lang auf meinen Krautlappen regnen, verstehst du mich!"

Und es fieng an zu regnen, als wenn man mit Kübeln herabschüttete, und der Frau Kreuzbein Krautlappen ward wie ein wollener Strumpf durch's Waßer gezogen, und auch die übrigen Lappen und Läppchen um das Städtchen her wurden sattsam getränkt, und die Weiber stunden an den Fenstern und schauten hinaus, von Stunde zu Stunde, drei ganzer Tage, ob es nicht bald am Himmel blaulappte*). Und da es nicht wollte und nicht wollte, so schalten sie ihre Männer und die brummten entgegen, kurz, es war Regenwetter im Städtlein, drinnen und draußen.

Da hörte man im Plätschern des Regens die Schelle des Rathhausdieners, der zog durch die Straßen mit gebücktem Haupte und von seinem Dreimaster kändelte

*) Der Himmel sich aufklärte.

der Regen herab und sein Mantel war wie der Schweif eines begoßenen Hundes, und so rief er die Herren vom Rath zusammen. Die kamen auch bald; der Eine unter einem Familiendach von Regenschirm, der Zweite mit einem Kartoffelsack auf dem Haupt in Form einer Capuzinerkutte, der Dritte unter einem Dreiecker mit sehr breiter Krämpe. Da saßen sie, um zu berathen, was zu thun sei. Einer schlug auf den Rath seiner Frau vor, man solle dem Geisenhirten den Proceß machen, denn könne der prophezeien, so könne er auch hexen, und das dürfe nicht geduldet werden. Aber der Vorschlag wurde als nicht zeitgemäß verworfen. Der zweite, einen Fasttag auszurufen, gieng auch nicht durch, denn meinten Einige, wie man denn die Regentage herum bringen wolle, wenn man nicht eße und trinke, von den Kindern gar nicht zu reden. Endlich traf Einer das Rechte: „Sie wollten noch drei Tage warten, und halte dann der Regen immer noch an, dann wollten sie weiter berathen, was zu thun sei. Aber gethan müße etwas werden, das sei beschloßen."

Was aber? bücken, schicken, drücken; „denn Gott kann nicht wittern, daß es Jedem gefällt, sonst kann er Alles."

16.

„Wer den Teufel geladen hat, der muß ihm auch Arbeit geben."

Es sagt einer unsrer Poeten, und legt das Wort einem Capuziner in den Mund, der zu Soldaten redet, daß man zu einem Helfgott! den Mund nicht weiter aufzuthun braucht, als zu einem Kreuzsakerlot! Damit

will er die Flucher treffen. Und von den Schwörern sagt er, wenn nach jedem Schwur ihnen ein Haar ausfiele von ihrem Kopf, so wäre er bald kahl und geschoren, und wenn er auch so dick sei als Absalons Zopf. Wenn nun der Pater Capuciner heut zu Tage dieselbe Predigt zu halten hätte, ich glaube, er würde zwar auch auf den Exercierplätzen und in der Wachtstube den Anfang machen, dann aber würde er sich tummeln, daß er auch zu den Förstern, Eisenbahnconducteuren und zu allen den Menschenkindern käme, die heut zu Tage Uniform tragen und starke Schnauzbärte haben, denn so ein Schnauzbart hat nothwendig den Fluch im Gefolge, wie der Blitz den Donner. Dürft ich aber die Flucher und Schwörer dem Capuciner in die Predigt treiben, ich bliebe nicht allein bei den Schnauzbärten stehen, sondern ich gienge auch zu denen, die von Natur aus keinen haben, zu den Weibsleuten, wenn sie hinter ihren Rangen drein wettern, und zu den Bauern, wenn sie ihr Zugvieh antreiben wollen und ihnen die Peitsche nicht mehr schickt, und zu jenem Schäfer, der ein so gewaltiger Held im Schwören war, daß er, an unsern HErrgott erinnert, sagte: „Ich leugnes ihm um die Hälfte!“ Daß aber auch unter dem zahmen Menschenvolk, den Gevattern Schneidern und Handschuhmachern, sich so absonderliche Teufelscitierer finden, das zeigt uns jener Weber, der mit seinem neugefertigten Stück Tuch in ein Haus einrückte und mit großer Seelenruhe zusah, wie die Hausfrau das Tuch maß, und die Ellenzahl mit den gegebenen Pfunden Garn verglich, und dazu den Kopf schüttelte, und dann noch einmal maß, und noch einmal rechnete und dann sagte: „Meister Weber, es will mich bedünken, als wenn Ihr etliche

Stränge vergeßen hättet, da hineinzuweben; sind Euch vielleicht die Mäuse unter das Garn gerathen, oder habt ihr etliche Zahlen zu spulen vergeßen?" Der Weber sah erst das Tuch, dann die Elle an, ob sie auch das Landesmaß habe, und dann die Frau, die ihm so Ungeheuerliches zumuthe, hob dann aus tiefster Brust den Athem eines Schwergekränkten, und sagte: „So soll mir doch das Hemd sogleich auf dem Leibe verbrennen, wenn ich einen Faden von dem Garn zurückbehalten habe!" Die Hausfrau sagte nichts dazu. und schüttelte nur mit dem Kopf und stund da und sah ihr knappes Stück Tuch an, aber auf ein Wunder wartete sie nicht.

Da ward plötzlich der Weber blaß wie sein Tuch, er begann zu seufzen und zu stöhnen, er fuhr mit der rechten Hand nach der linken Seite seiner Brust, als wenn er dort einen gewaltigen Schmerz fühle, und zum Entsetzen der Frau fiengen die Kleider des Webers an zu dampfen, und der geängstete Mann stöhnte: „Drei Pfund zu wenig." Item, der Weber war ein Raucher und hatte vor der Thüre aus Respect die brennende Pfeife aus dem Munde genommen und neben den Zündschwamm gesteckt, und so war ihm der brennende Schwamm zum Gottesurtheil geworden.

Hier nahm unser HErrgott einen Schwörer in schnelle Zucht, aber mit etlichen dieser bösen Zunft hat er eine solche Himmelsgeduld, daß sie mit grauen Haaren noch sein Gericht herausfordern. Für die besonders steht im Hebräerbrief am Zehnten geschrieben: „Sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird."

17.

„Wie man dich grüßt, so sollst du danken.“

„Ja so ein brennender Sack“, sagt des Erzählers Gevatter, „ist eine schlimme Sache, zumal für einen Tabaksraucher, der die alte gute Sitte von Zunder, Stahl und Stein noch hat, und kann einem doch so leicht passieren.“ „Aber, Gevatter, da fällt mir eine ähnliche Geschichte ein, die muß ich Euch doch auch erzählen.“ „Heraus damit“, sag ich, „das ist ja gerade das Schönste in einem Gesprächspiel, daß, wie einer seine Pfeife an der des andern ansteckt, die Histörchen sich aneinander entzünden. Erzählt Einer aus dem Kreiße der Gevatter und Collegen, wie die Griesheimer weiland dem Landgrafen einen Kukuk statt eines Papageis gebracht, und auf dessen Verlangen das Nest, den Wald, mit drein geschenkt hätten, so fällt einem Zweiten ein, daß die Schwarzenbörner einmal den Gemeindebrunnen in der Weise geputzt, daß der Schultheiß sich an eine Stange gehängt, die quer über dem Brunnenrand gelegen, und an des Schultheißen Beine ein zweiter und ein dritter Schwarzenbörner und so fort und fort bis zum Waßerspiegel, und daß der Schultheiß denen unter ihm zugerufen, sie sollten einmal ein wenig aufpaßen, er wolle nur einmal in die Hand spucken, und wie dann die ganze Kette hinab in den Brunnen gefallen sei. Und weil dann Witzenhausen nicht weit von Schwarzenborn, und Bensheim nicht weit von Griesheim liegt, und an beiden Orten ein fürtrefflicher Wein wächst, so denkt Einer an den Strumpfwein, der der Hausfrau das mühsame Stopfen spart, und Einer

an den Dreimännerwein, zu dessen Trunk drei gehören, ein Trinker, ein Halter und ein Einschütter, und ein Dritter an den Schulwein, mit dem man die Schwänzer in die Schule treibt, und ein Vierter gar an den Fahnenwein, von dem ein Tropfen auf die Fahne geschüttet, das ganze Regiment zusammenzieht. Da aber der Fahnenwein gar zu stark war, daß der Erzähler fürchtete, er möge, wie der Bensheimer Ausbruch vom Jahr 1857, alle Flaschen sprengen, so lenkt er wieder zu dem brennenden Sack um und sagt: „Gevatter, wie war die andere Geschichte?"

„So war sie", sagt der Gevatter. „Aber wie macht ihr es denn, wenn Ihr im Postwagen oder meinetwegen auf der Eisenbahn sitzet, und es sitzt Euch gegenüber ein Menschenkind, das erst seine Vorräthe aus allen Taschen verspeist, und dann eine Cigarre anbrennt, die ihm zehnmal wieder ausgeht, und dann siebenmal gähnt, als wolle er Euch verschlingen und Euch nicht aus dem Auge läßt, als zähle er alle Knöpfe an Eurem Rock und alle Sommerflecken auf Eurem Angesicht, und dann auf seinem Sitz umherrutscht als hätte er Nesseln und Heckendörner unter sich und endlich herausplatzt und sagt: „Um Vergebung zu fragen, ich meine, ich müßte Ihnen kennen, sind sie nicht der Herr Verwalter Stelzbein von Heuhausen und reisen nach Dachsberg; verzeihen Sie, Sie kommen mir so bekannt vor?" — Da sagt Einer der Collegen: „Ich sage nein, schneide dem Kerl ein Gesicht und halte das Maul;" und ein Zweiter sagt: „Ich stelle mich, als wäre ich taub oder thue als verstünde ich kein Deutsch, sondern ich sei ein reisender Engländer." Der Gevatter aber sagt: „Ich mache mein freundlichstes Gesicht und sage: Danke der Nach-

frage; habe zwar nicht das Vernügen des Herrn werthe Bekanntschaft früher gemacht zu haben, bin aber der und der, komme von da und da und reise daher und dahin, will einem Freunde einen Buben aus der Taufe heben, und verbinde damit Naturforschung und Menschenkenntnis!" Dann sagt der Frager höchstens noch: „eine schöne Sache um die Menschenkenntnis" und schweigt von da an stille. „Gut gemacht", sagte der Gevatter, „wer es nur auch so machen könnte, aber es kommt Alles auf Wind und Wetter und auf die Verdauung dabei an. Nun, die scheint auch bei einem Reisenden, von dem ich erzählen will, nicht ganz in Ordnung gewesen zu sein trotz der brennenden Pfeife, mit der er sich in seinen Eckplatz lehnte und von Zeit zu Zeit einen Blick auf seinen Gegenüber warf, als wolle er ihm für die ganze Reise den Mund stopfen. Der aber schien das Kreuzfeuer seiner Blicke nicht zu achten, sondern er rutschte verdächtig auf seinem Sitz umher, bog sich bald vor und bald zurück, ließ den Athem bald aus und bald verschluckte er ihn wieder und platzte endlich heraus mit der Frage: „Um Vergebung, wie heißen der Herr?" Der Herr knurrte einige Worte, die so viel sagen wollten, als: „Laßt mir meine Ruhe!" und hüllte sich in eine Wolke von Tabaksdampf, als hätte er es mit einer Biene, Mücke oder Schnake zu thun. Der Frager ward darob roth im Angesicht, wischte sich den Schweiß von der Stirne und sagte: „Der Herr sind, wie es scheint, kein Freund vom Discurieren, aber einen Namen hat der Herr doch gewiß und wird sein wie anderer ehrlichen Leute Namen auch, daß man ihn nicht braucht mit der Elle auszumeßen; um Vergebung wie heißen der Herr?" Dem Fremden

kam der Ärger in die unrechte Kehle, er bekam den Husten, riß das Wagenfenster herunter und entledigte sich etwas unsanft dessen, was ihn drückte. Dann sank er wieder in seinen Eckplatz zurück. Der Frager schien nun jeden Versuch aufgeben zu wollen; er kreuzte die Arme über die Brust, schloß die Augen und versuchte zu schlafen; doch plötzlich fuhr er wieder auf und schrie: „Um Gotteswillen, Herr—r—r! wie heißen Sie?“ — Ins Teufelsnamen Krautheim heiß ich, daß Ihrs nur wißt, Ihr Wickelschwanz und Bultegel!“ schrie der Fremde und fuhr auf. „Danke für die Ehre“, entgegnete der Frager ruhig, „Herr Krautheim, Ihr Sack brennt!“ „Und das sagt Ihr mir jetzt erst?“ schrie noch lauter der Fremde und riß seine Kleider auf. „Was sollt ich sagen, wenn ich nicht wußt, wie ich Sie sollt tituliere“, war des Juden Antwort.

„Item“, sagt der Gevatter, „wer thut nun am klügsten, gewiß der es macht wie ich und hübsch Red und Antwort gibt. Denn Christ oder Jude, „wenn man dich grüßt, so sollst du danken“, und „Grobheit und Stolz wachsen auf einem Holz.“

18.

„Wo die Löwenhaut nicht ausreicht, da knüpft man den Fuchspelz daran.“

„Gevatter“, sagt der Erzähler, „deine Auslegung vom brennenden Sack und von dem höflichen Juden war gut, aber es kommt eben, wie man sagt, auf die Auslegung an. Mir will es bedünken, als wenn auch ein gut Stück Schalkheit dahinter stecke, und gibt unter

dem Völklein, das sich heut zu Tage auf den Eisenbahnen und im Handel und Wandel umhertreibt, eine ziemliche Zahl, bei denen man gar nicht weiß, wo der Ernst aufhört und wo der Schalk anfängt. Denn der Schalk steckt unserem Volk im Herzen, je dümmer und unbeholfener es sich stellt, und die Eulenspiegelsnatur verleugnet sich keinen Augenblick. Zumal steckt so ein Handelsjude so voller Mucken wie ein Pelz voll Flöhe. Gehetzt mit allen Hunden, gerieben und getrieben wie ein Mühlstein, nie ruhig, stets überlegend wie und wo ein Handel zu machen, ein Geschäftchen zu betreiben, ein Dummer zu betrügen und ein Trotziger zu fangen sei, wird auch der Einfältigste in allen Listen neunfältig. So hab ich einen gekannt, der war der Schrecken Aller, die etwas zu kaufen und zu verkaufen hatten, denn er wußte die, so gerne wo anders Markt gehalten hätten, zu zwingen, daß sie mit ihm handelten, und die, so kaufen wollten, so lange zu peinigen, bis sie bei ihm zu Markte giengen. Dabei sah man ihn an jedem Amtstage klagend bei Amt, und die Herren vom Gericht mußten dem Afrom in all seinen Winkelzügen helfen, sie mochten wollen oder nicht, denn List gieng bei ihm gegen List, und was er zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger hatte, das war gepackt, es mochte zappeln, wie es wollte. Da beschloß der Amtmann, dem Afrom einmal einen Possen zu spielen, und ob er gleich früh kam am Morgen, daß er bald seine Sache anbringen und dann dem Handel wieder nachgehen könne, so nahm ihn der Amtmann doch nicht zu Protokoll, sondern er ließ ihn stehen und warten von Stunde zu Stunde, einen ganzen Tag lang. Und der Tag war dazu ein Freitag und vor Beginn der Sab-

bathzeit mußte der Jude heim. Das wußten beide, der Amtmann und der Afrom. Ohne zu ermüden und zu klagen hielt der Jude aus; dreimal that er einen Anlauf auf die Thüre der Amtsstube, dreimal klopfte er an, rief sich selbst ein vernehmliches „Herein" zu und ließ sich unsanft zurückweisen; dreimal bat er den Amtsdiener unter nahmhafter Versicherung der Dankbarkeit um ein gutes Wort bei dem Herrn Amtmann; aber Alles umsonst. Da nahte der Abend, er mußte heim; was thun? Er stellte sich vor des Amtmanns Thüre und begann zu pfeifen, ein Stücklein hinter dem andern drein, so laut und vernehmlich, so anhaltend und durchdringend, daß der Amtmann endlich die Schelle zog und dem Amtsdiener befahl, den unverschämten Menschen hereinzuführen und vor den Richtertisch zu stellen. Das geschah, und der Amtmann schrie ihn an und fragte, wie er die Unverschämtheit haben könne, vor der Amtsthüre zu pfeifen? „Verzeihen Sie, Herr Amtmann", sagte der Jude mit der größten Ruhe, „ich hab gelernt, daß man muß pfiffig sein."

Der Amtmann lachte und half dem Juden von seinem Anliegen.

Drum sag ich, Gevatter: „List geht über Gewalt" und „wer einen Schalk fangen will, der muß einen Schalk hinter die Thüre stellen;" denn „je ärger Schalk, je größer Glück." —

19.

„Schlägst du mir meinen Juden, so schlag ich dir deinen.“

„Richtig“, fährt der Gevatter fort „dahin gehören noch zwei Stücklein, das erste handelt auch von einem Juden, der in der Klemme war, wie der Marder in der Falle, und das zweite von zwei Kutschern, die viel Trinkgelder brauchten, weil sie viel Durst hatten.“

Mit dem ersten Stücklein verhielt sichs also:

Wenn ein Volk seinem Gott dient, da soll man hübsch am Wege stehen bleiben, denn „dem lieben Gotte weich nicht aus, triffst du ihn auf dem Wege“, und wie es ihm auch dienen möge, dazu soll man kein spöttisch und kein sauer Gesicht machen, sondern man soll sein Haupt entblößen, und wenns verlangt wird, auch die Kniee beugen und ein andächtig Vaterunser mitbeten, wenn man es anders gelernt hat. Nun, es gieng ein Jude seinem Handel nach und wollte mir nichts dir nichts durch eine Procession hindurch ohne Stillstand und Kappabthun. Das verdroß Etliche, die bei solchen Gelegenheiten immer hinten drein kommen, man weiß nicht recht, ob aus Andacht oder aus Langeweile. Die nahmen den Juden aufs Korn, und während ihm einer die Kappe vom Kopf riß, gab ihm der andere mehrere Püffe ins Genick, und der dritte, der wahrscheinlich an Händen gelähmt war, erhob das rechte Bein als Stoßwaffe. Da in seiner Angst schrie der Jude: „Was schlagt ihr mich? Ich bin ein lutherischer Jud.“ Ich meine fast, der Jude habe so dumm nicht geantwortet, wie es anfangs scheint. Er war unter Lutheranern aufgewachsen von dem Schlag, die

mit unserm HErrgott umgehen, wie mit Ihresgleichen, und die nur soviel Gottesdienst haben, um den HErrn Himmels und der Erde bei guter Laune zu erhalten. Ich glaube, es nennt sich dieses Völklein Vernunftgläubige. Wenn nun ein Jude denen ihren Heiland belächelt, ihre Sacramente verunehrt oder ihren Sonntag nimmt, so lächeln sie als große Geister darüber, denn für solche Güter einzustehen, dünkt ihnen eine geringe Heldenthat. Unser Heiland ist zwar anderer Meinung und nennt das Verleugnung; aber der hat ja im Rathe der Kinder dieser Welt keine Stimme, wol aber Juden und Judengenoßen.

Und nun das andere Stücklein:

Es waren einmal zwei Handelsleute, von denen wohnte der eine in Thalergut, der andere in Handelsfrei. Der in Handelsfrei trieb am liebsten seinen Handel in Thalergut, und der in Thalergut hatte eine besondere Vorliebe für Handelsfrei, und da sie schon etwas gemacht hatten, so brauchten sie den Weg nicht unter die Beine zu nehmen, sondern sie ließen sich zu größerer Bequemlichkeit hin- und herfahren, kamen auch auf diese Art schneller an's Geschäft, und dachten wie jener Holzhacker in Thalergut: „Zeit ist Geld", und setzte sich mit Sägebock und Beil in einen Fiaker. Also die Handelsleute vergaßen nichts bei ihren täglichen Fahrten, als nur das Eine: „Wer gut schmiert, der fährt auch gut" und „Fuhrmannstasche steht allzeit offen", und gaben ihren Kutschern nie ein Trinkgeld. Wenn aber ein Fuhrmann nicht mehr fahren will, dann knallt er mit der Peitsche, und so thaten die Beiden auch. Sie hieben um sich, wenn sie an einander vor-

bei mußten, und trafen erst ihre Pferde und dann sich selbst und dann stiegen sie gemächlich von den Kutschenböcken herab und Einer schrie dem Andern zu: „Schlägst du mir meinen Juden, so schlag ich dir deinen“, und so hieben sie gegenseitig ihre Herren und hielten dann die Hand auf und wollten die Heldenthat bezahlt haben, wie die Bauern in Finkenbach, die ungeheißen ihrer Herrschaft Galgen abbrachen und sich dann Bezahlung ausbaten. Das war im Jahr 1848. Aber die Geschichte von den beiden Handelsleuten, die kein Trinkgeld gaben, ist viel älter, und wenn man das Sprichwort: „Schlägst du mir meinen Juden“ in Hessen oder sonst wo braucht, so denkt man an das andere Sprichwort: „Wirfst du mir einen Stein in meinen Garten, so werf ich dir wieder einen in deinen Garten“, „wie du mir, so ich dir.“ Das ist so nach dem Weltverstand, wie Fuchs und Storch, die sich gegenseitig zu Gaste laden; nach dem Himmelsverstand heißt es aber: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich.“

20.

„Vom Gaul auf den Esel.“

Nun so wären wir glücklich unter die Kutscher gerathen, in eine feine Gesellschaft, das muß man sagen, und um so feiner, wenn sie bei Regenwetter übel gelaunt und bei Sonnenschein faul sind, oder einen Engländer oder eine Dame fahren sollen und plötzlich den Weg vergeßen haben und die Taxe. Aber da vom

Kutscherbock bis auf den Gaul nur ein Schritt ist, so fällt mir noch ein Histörchen ein von einem Bauern, der betrübt seines Weges daher kam, denn er hatte sich eben von seinem Kameraden, seinem Gaul, trennen müßen, und das that ihm wehe. Er hatte ihn nämlich dem Schäfer gebracht, der zugleich Abdecker war, und der hatte ihm siebenthalb Gulden dafür gegeben, und das war ein neuer Grund zur Betrübnis, denn wenns einmal ans Verkaufen geht, so nimmt Einer für seinen Gaul lieber mehr als weniger und setzt ihm als ein guter Roßkamm bunte Ohren auf, brennt ihm die Zähne, färbt ihm die weißen Haare des Greisenalters, schert ihm die Beine und bearbeitet ihn mit der Peitsche so lange, bis er die letzte Kraft zu künstlichen Sprüngen zusammenrafft und sogleich bockt, wenn er nur die Peitsche hört. Das Alles wollte an dem Gaul, den der Bauer zum Schäfer führte und um siebenthalb Gulden verkaufte, wahrscheinlich nicht mehr verfangen, und darum war der Bauer betrübt. „War er denn krank, Euer Gaul?“ so fragte ein theilnehmender Freund. „O bewahre!“ „Oder war er zu alt?“ „Auch das nicht.“ „Nun was war denn mit ihm?“

„Ja seht, Herr“, sagte der Bauer, „das war eine sonderbare Sache mit dem Gaul. Freßen und Saufen thats noch; die Gesinnung war auch noch gut, aber die Beine waren nichts mehr nutz und da konnten wir nicht mehr zusammen landen.“ War das nicht Grund zur Betrübnis? „Denn mit kranken Beinen ist schlimm laufen.“

Und nun vom Gaul auf den Esel! Nichts leichter, als das, denn einmal gehören die beiden Thiere in eine Familie, so scheel sie sich auch von der

Seite mögen ansehen und den Gruß vergeßen. Und dann, wenn Einer hoffärtig auf einem hohen Gaul reitet, und hat kein Futter für ihn und hat Sattel und Zeug nicht bezahlt, geschweige denn den Gaul selbst, so kommt er vom Gaul auf den Esel, und wer sich zum Esel macht, der muß Säcke tragen.

Das ist so ein Stücklein von den Eseln im Allgemeinen, nun aber auch eines von einem Esel insbesondere. Auf einem Hofe, der auch viel Rindvieh züchtete, hielt man einen Esel, der hatte es sehr gut, und war darum ein sehr nützliches Thier. Er war fast immer auf der Weide; wo er fraß, da wuchs es, wo er stallte, da düngte er, und wo er sich wälzte, da zerbrach er die Schellen, und seine ganze Arbeit bestund darin, daß ihn ein sehr geduldiger Bauernbube früh Morgens an ein Wäglein spannte und mit ihm Milch zur Stadt fuhr, ihm auch dabei erlaubte, in den Straßen zu singen und die Strohhalmen aufzulesen und dann wieder langsam zur Weide heimzugehen. Aber einmal muß sich doch unser Milchesel in etwas übernommen haben, denn er wurde zum Leidwesen seines Führers krank und konnte seinen Dienst nicht thun. Da schickten sie ihn schon am Morgen auf die Weide und gaben ihm gute Worte, er solle sein pflegen und sich nicht über Gebühr anstrengen mit Sorgen und Freßen und Wälzen; aber vor den Milchkarren spannten sie einen Ochsen, der sollte für den Esel den Dienst thun. „Wenn das gut thut“, sagte der Bube, der ihn einschirrte, „so will ich Hans heißen, denn so ein Ochs hat auch seine Ehre im Leib und geht lieber zu Zwei, und wo er einem auf die Füße tritt, da wächst kein Gras.“ Und den Buben hatte seine Ahnung nicht be-

trogen; der Ochse und der Bube konnten nicht mit einander fahren. Der Ochse lief, als wollte er einen Hasen erlaufen und der Bube schlug auf ihn, als hätte er den Esel unter den Händen, genug, sie mußten sich von einander scheiden. Der Ochse gieng durch, warf den Milchkarren um und die Milch ward verschüttet.

Das war viel Jammer auf einmal für den Buben, und seine Noth stieg, als der Herr Verwalter kein Einsehen haben wollte, und den Unglücklichen auch noch ohrfeigte. Aber da empörte sich des Buben Stolz, er richtete sich empor und sagte brüllend: „Zu einem Esel hab ich mich verdingt und nicht zu einem Ochsen, und Ihr schlagt mich auch noch!"

Druck von Kohler & Teller in Offenbach a. M.

Inhalt.



Von O. Glaubrecht sind in gleichem Verlag erschienen:

Anna, die Blutegelhändlerin. Eine Erzählung für das Volk. Achte Auflage.
Die Goldmühle. Eine Erzählung für das Volk. Vierte Auflage.

Hübsch kartonnirt je 50 Pfennig.

Die Heimkehr, oder was fehlt uns? Eine Erzählung für das Volk. Siebente Auflage.
Die Schreckensjahre von Lindheim. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Für das Volk erzählt. Mit einer Abbildung des Hexenthurms und der Kirche zu Lindheim. Sechste Auflage.
Das Wassergericht. Erzählung für das Volk. Zweite Auflage.
Der Zigeuner. Vierte Auflage.
Zinzendorf in der Wetterau. Ein Bild aus der Geschichte der Brüdergemeinde. 1. Abthl.: Ronneburg. Mit einer Abbildung. Dritte Auflage.
2. Abthl.: Marienborn. Mit einer Abbildung. 3. Aufl.
3. Abthl.: Herrenhaag. Mit einer Abbildung. 2. Aufl.

Hübsch kartonnirt je ℳ 1. —.

Erzählungen aus dem Hessenlande. Vierte Auflage.
Neue Erzählungen aus dem Hessenlande. Dritte Auflage.
Das Haidehaus. Erzählung für das Volk. Dritte Auflage.
Ein böses Jahr. Zweite Auflage.
Der Kalendermann vom Veitsberg. Eine Erzählung für das Volk. Mit einem Titelbild. Vierte Auflage.
Leiningen in Dorfbildern geschildert. Mit einer Abbildung. Vierte Auflage.

Hübsch kartonnirt je ℳ 1. 50.

Die Heimatlosen. Erzählung aus den Freiheitskriegen. In Leinwand schön gebunden ℳ 3. 60. In Umschlag ℳ 3. —

Ausgewählte Schriften: Anna. Zigeuner. Erzählungen aus dem Hessenlande. Nebst Lebensbeschreibung und Bildniß. In Leinwand schön gebunden ℳ 3. 60. In Umschlag ℳ 3. —.

„O. Glaubrecht ist als einer unserer besten Volksschriftsteller anerkannt und verdient es, daß ihm ein ehrendes Denkmal gesetzt wurde. Eine ausgezeichnete Darstellungsgabe, ein leichter und dabei edler Stil, genaue Kenntniß des Landlebens und des menschlichen Herzens, evangelische Frömmigkeit und eine durchaus deutsche Gesinnung sind die Vorzüge, welche seine Schriften mit Recht beliebt gemacht haben. Gewiß werden viele Leser sich freuen, aus der vorangestellten Biographie einiges Nähere von seinem äußeren und inneren Leben zu erfahren." Literar. Centralblatt. 1881, Nr. [illegible]